

Das Büchlein
vom
Water Arndt,

dem
Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten
deutscher Größe und Einheit.

von
Ottokar Schupp.



Wiesbaden.
Julius Niedner.

Das Büchlein

von

W a t e r A r n d t,

dem

Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten
deutscher Größe und Einheit.

Der Jugend und dem Volke gewidmet

von

Ottokar Schupp.

M i t v i e r A b b i l d u n g e n.

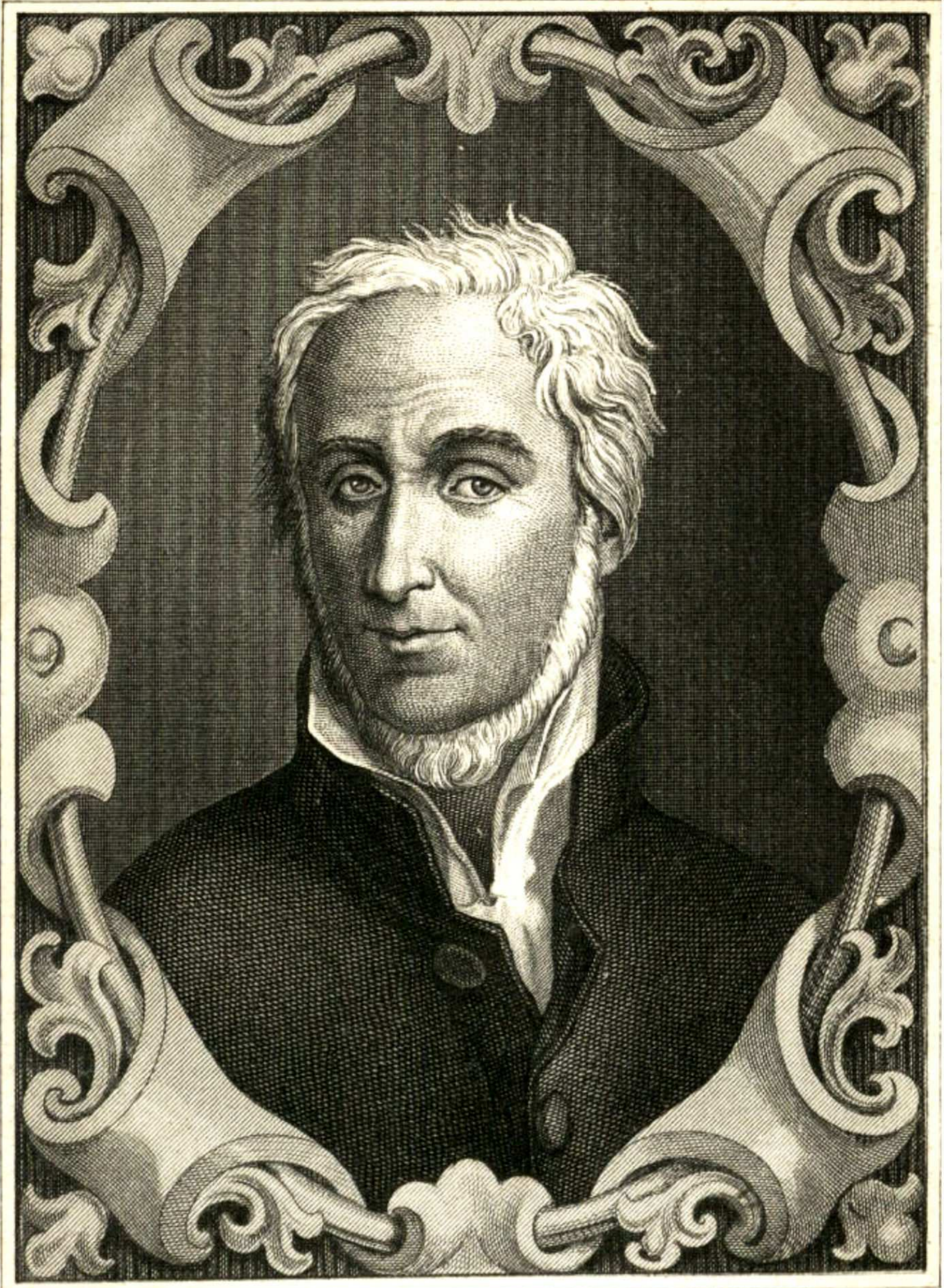
Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagsbuchhandlung.

1872.

Philadelphia

bei Schäfer & Koradi.



Stahlschich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

G. M. Arndt.

Jetzt, nach den großen Siegen, die unser Vaterland erkämpft hat, sind ganz andere Namen auf Aller Lippen und in Aller Herzen, als der des alten Vater Arndt.

Das Volk hat Recht, daß es seine Sieger und Kämpfer ehrt und ihre Verdienste preist. Ein Volk, das seine Helden ehrt, ehrt sich selbst. Sie mögen voll und warm austönen die Namen: Kaiser-König Wilhelm, Unser Fritz, Bismarck, Moltke, Prinz Friedrich Karl, Werder, Göben. Aber trotz dem Klang dieser Namen darf der Name Ernst Moritz Arndt in unserer Zeit nicht vergessen werden.

Er war ja im Grunde auch mit dabei, als die Losung erscholl: „Zum Rhein! Uebern Rhein! Alldeutschland in Frankreich hinein!“ Er ist mit hinangeklommen die Spicherer Höhen und ist bei Weißenburg und Wörth mit nach Frankreich hineingebrochen.

„Bei Metz hat er geblutet,
Bei Sedan triumphirt,
Bei Orleans gestritten,
Bei Paris sich arg gerührt.“

Wo Abends ein Wachtfeuer glühete und helle Stimmen klangen, war er sicher dabei, und wann es Morgens

vormwärts ging durch düstigen Wald oder über knirschenden Schnee, vielleicht zum frühen Tod, klangen wieder seine Lieder. Und wo er dabei war, wurde kein Weg zu weit und keine Nacht zu kalt, da ermattete kein Kämpfer, da zitterte kein Verwundeter und verzweifelte kein Sterbender.

So hat er den ganzen Kampf mitgekämpft.

Allerdings hat er ihn nicht leibhaftig mitgekämpft. Arndt konnte, als im Jahre 1870 die Kriegstrommel schlug, keinen Tornister mehr tragen und nicht mehr in Reih und Glied marschiren. Damals schief er schon seit zehn Jahren in seinem Grabe zu Bonn am Rhein.

Nicht in Reih und Glied, in dem Herzen unserer Krieger ist er mitmarschirt nach Frankreich hinein.

Seine Lieder, seine Worte, seine Gedanken, seine Vaterlandsliebe und sein Franzosenhaß, die er seit einem halben Jahrhundert in das Volk hinein geworfen, sind mitgezogen und zu herrlichen Thaten geworden. Sein Vaterlandslied: „Was ist des deutschen Vaterland?“ und sein Blücherlied: „Was blasen die Trompeten?“ waren schon zum zweiten Mal in Frankreich mit.

Wer nun aber weiß, wie Arndt's Lieder und Worte in einer Zeit, wo fast alle Vaterlandsliebe erstorben war, gleich einer Brandfackel in den Herzen gezündet haben, wie er das edle Feuer der vaterländischen Begeisterung und des Strebens für Deutschlands Größe und Einheit

sein langes Leben hindurch immer zu neuen Flammen angeblasen und geschürt hat, wer da weiß, welche Macht darin liegt, wenn solche Gedanken im Volke heimisch werden, wenn die Kinder auf der Straße, wie die Säger in ihren Zelten singen:

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein,
Und gieb uns rechten, deutschen Muth,
Daß wir es lieben, treu und gut.
Das soll es sein! Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

wer endlich weiß, wie viel der so angeregte und entflammte Patriotismus in dem letzten Kampfe mitgekämpft hat, und wie er Fürst und Volk belebt hat zu dem großen Werke der Einheit: der weiß auch, was Arndt beigetragen hat zu der großen Entscheidung der Dinge.

Arndt vergessen in dieser unserer Zeit, hieße vergessen, was uns groß gemacht hat und was allein unsere Größe erhalten kann.

Wer ihn aber nicht vergessen will, muß ihn kennen lernen, muß sein Leben, seine Schicksale, sein Wirken kennen lernen.

Du siehst, deutsche Jugend und deutsches Volk, ich habe guten Grund, dir das Büchlein vom Vater Arndt in die Hände zu geben. Du sollst ihn kennen lernen.

Ihn kennen, heißt: ihn lieben. Ihn lieben, heißt: ihm nacheifern. Ihm nacheifern, heißt: fest, treu, wahr, fromm, deutsch sein, wie er. Er war

ein deutscher Mann vom Wirbel bis zur Zehe. Und Nichts thut uns mehr Noth in unserer Zeit, wenn die Größe Deutschlands bestehen soll, als feste, treue, wahre, fromme, deutsche Männer.

I.

Himmlicher Vater,
Du, der uns alle
Seine Kinder nennet,
Dessen Geisterathems
Gebilde wir sind,
O mache mich wieder
Wie ein unschuldiges Kind;
Ach nur ein Lallen,
Ein leises Stammeln
Jener Gefühle!
Jener Kinderspiele!
Nur einen Schimmer
Jener Gestalten!
Einen Ton jener Klänge!
O warum blieb ich
„Nicht ewig ein Kind?“

Arndts Gedichte. —

Arndt hatte eine glückliche Kindheit.

Sie fiel in die Friedensjahre nach dem siebenjährigen Krieg.

Er wurde geboren am zweiten Weihnachtstage 1769 auf der Insel Rügen.

Es war aber damals, nach Arndts eigenem späteren Urtheil, eine stille, heitere Zeit, wo die Menschen sich außerordentlich wohlig und wäblig fühlten, wo man die Kinder nach Herzenslust spielen ließ und nicht mit frühem und vielem Lernen quälte, dagegen dieselben zu allen Festlichkeiten und Geselligkeiten mitnahm. Zu unseren heutigen Grundsätzen hätte diese Weise der Kindererziehung schlecht gepaßt; allein für die Kinder selbst mochte es kaum etwas Angenehmeres gegeben haben.

Sowie aber die Zeit einem frischen, fröhlichen Knabenleben höchst günstig war, war es auch die Umgebung, in der unser junger Ernst Moritz aufwuchs.

Rügen ist eine reizende, fruchtbare Insel der Ostsee, etwa siebenzehn Quadrat-Meilen groß, dicht an der Pommerischen Küste gelegen, mit der es auch wohl in der Urzeit zusammengehungen haben mag, durch tiefe Meereseinschnitte in eine Menge von Halbinseln getheilt und voller Sagen und Märchen. Des Knaben erste Erinnerungen knüpften sich an seine Geburtsstätte Schorik, ein prächtiges, neues Herrschaftshaus des Grafen Putbus, höchst anmuthig dicht an der Meeresebucht aufgebaut, welche die Halbinsel Zudar von der größeren Insel abschneidet.

In dem Hause wohnte damals sein Vater als Inspector der Gräflich Putbus'schen Güter. Arndt blieb für sein ganzes Leben dieser Platz unvergeßlich. Die hohe, stattliche Treppe, die herrlichen Gemälde aus dem griechischen Alterthume in den weiten Sälen und Gemächern, die großartigen Blumen- und Baumgärten, das rauschende Meer und der hohe Eichenwald Lülo, aus dessen Dunkel oft Tausende von Krähen und Raben krächzend aufflogen, waren mit seinem ersten Fühlen und Denken förmlich verwachsen. Noch spät dichtete Arndt Wiegenlieder, gleich denen, wie sie ihm dort die Meereswellen gesungen hatten

Wiewall! Wigli! Wugli! Wall!

Die weißen Lämmlein schlafen all,
Die Böglein nicken auf dem Zweig
Und schließen ihre Meuglein gleich;
Schließ auch du die Meuglein zu!

Su su su! Su su su su!

Schlaf, Kindlein, schlaf!

Schon im sechsten Lebensjahre mußte indessen unser junger Freund sein erstes Erdenparadies verlassen. Er hatte jedoch Zeit genug gehabt, sich im Garten und Wald herumzutummeln und sich im leichten Kahn auf dem Meere zu schaukeln. Er hatte früh gelernt, fest auf den Beinen zu stehen, was für sein ganzes übriges Leben gut war. Bereits im neunten Monat war er gelaufen.

Von Personen, die in seines Vaters Haus ein- und ausgingen, behielt er wenig. Nur eines alten, hinter-

pommerischen Hauptmanns, von Wotke, mit stark gepud-
erter Perücke, erinnerte er sich bis ins höchste Alter.
Dieser schwebte ihm immer als eine Art Christ- oder
Friedensengel vor. Denn derselbe brachte ihm zu Weih-
nachten kostbare Geschenke, erzählte ihm wundersame
Geschichten, indem er ihn auf seinen Knien schaukelte,
und hielt ihm manche wohl verdiente Züchtigung vom
Leibe. Ein anderer Adeligler, der längst gestorbene,
frühere Besitzer des Gutes, machte dem Knaben dagegen
als Spuckgestalt zu schaffen. Er war verunglückt und
sollte nun nach dem Glauben der Mägde und Knechte
Nachts in grauem Schlafrock, weißer Zipfelmütze und
zwei Pistolen unter dem Arm in den Gebäulichkeiten
umgehen. Dieses Gespenst war des Kleinen abendlicher
Schrecken und jagte ihm, wenn er dunkel hinaus mußte,
heiße und kalte Schauer über den Rücken.

Dumsewitz, ein kleiner, häßlicher Pachtthof, nicht
allzufern von Schoritz, der aber zu den dortigen Pracht-
gebäuden einen bösen Abstich bildete, war der folgende
Wohnsitz der Arndt'schen Familie. Den frischen Buben
trösteten die weiten Wiesen und Felder und die zahlrei-
chen Teiche, Büsche und Hünengräber. Sein Vater hatte
den Inspector an den Nagel gehängt und war Pächter
geworden, vielleicht aus Gründen des Auskommens.
Denn die Familie wurde mit der Zeit ziemlich zahlreich.
Ernst Moritz war der zweite von acht Geschwistern.

Vielleicht lag auch etwas Unruhiges in seinem Blute. Er hat später noch öfters seinen Wohnsitz gewechselt.

Man sprach damals viel auf der Insel von dem starken, heißen Arndtsblut. In der That waren die Arndte lauter Feuerköpfe. Unser kleiner Moriz hat auch sein gutes Theil mitbekommen. Aber sie waren insgesammt tüchtige Menschen, deren Geschlecht und Aussehen auf Rügen sehr im Wachsen begriffen war. Körperlich wahre Riesen an Größe und Stärke, von ungewöhnlicher Lebensdauer und Lebenskraft, alle leidenschaftliche, kühne Jäger, waren sie auch geistig hervorragende Leute, hochstrebenden Sinnes, obwohl aus „niedrigem Menichengesträuch“ abstammend. Denn ihr Vater war Schäfer gewesen, und ihr Großvater schwedischer Unteroffizier.

Die Frau des Schäfers lebte noch zur Zeit des jungen Moriz. Fast sechs und neunzigjährig saß sie in Bosewald in ihrem stillen Stübchen den lieben, langen Tag am Spinnrocken, ein liebliches Bild herzlicher Freundlichkeit und Fröhlichkeit, ihre Enkelkinder küssend und segnend. Sie wohnte dort bei ihrem ältesten Sohne, dem Gräflichen Pächter Hinrich Arndt, der in seiner treuen, frommen Weise sie bis an ihr seliges Ende mit der größten und zärtlichsten Sorge und Liebe gehegt und gepflegt hat.

Dieser Hinrich war ein außerordentlicher Mensch und übte nächst den Eltern auf das empfängliche Gemüth von Ernst Moriz den nachhaltigsten Einfluß. Der

Knabe nannte ihn am liebsten den Patriarchen, aber nicht bloß deshalb, weil er der Älteste von seines Vaters Brüdern war, sondern weil auch etwas wahrhaft Patriarchalisches in seinem ganzen Wesen lag. Unwillkürlich hieß ihn Jeder, der ihn kennen lernte: „Vater Urndt.“ Das Gesinde, seine Verwandtschaft und die ganze Umgegend, wo er in großem Ansehen stand, redeten ihn nicht anders an. Er konnte auch das Wort „Herr“ gar nicht leiden, obwohl er ein reicher Mann war. Aus seinen blauen Augen und seinem edlen Gesichte leuchtete eine ständige Heiterkeit, die ihren Grund hatte in einem felsenfesten Gottvertrauen, und die durch keine Widerwärtigkeiten des Lebens gestört wurde. Er hatte es darum am liebsten mit den Fröhlichen und den Kindern zu thun. Sein Wahlspruch war: „Doctor Luther hat gesagt, wenn Gott keinen Spaß verstünde, möchte ich nicht im Himmel sein.“ Allein er konnte auch zur Zeit ernst werden. Das hat unser Moriz noch als heranwachsender Jüngling fühlen müssen. Denn als er über den König von Schweden einstmals ein Wort äußerte, das dem Alten nicht behagte, gab er ihm eine schallende Ohrfeige mit den Worten: „Junge, sollst du so von unserm König sprechen?“ Und da ein naher Verwandter über seinen großen Kindersegen jammernd die Hände zusammenschlug, schalt er denselben: „Du feiger Mensch! meinst du nicht, daß Gott wird erhalten können, was er geboren werden läßt?“

Sonst war er der grundgütige Oheim, der am liebsten

Mittags oder Abends vor dem Thore seines Hofes auf breitem Steine saß und Märchen und Abenteuer aus der Gegend erzählte oder die alte Geschichte Rügens, die er mit großem Fleiße zusammentrug.

So wurde Bosewald ein Ort der Sehnsucht und der Liebe für den Knaben. Besonders schön war es für ihn zur Herbstzeit, wann sich dort fast die ganze Verwandtschaft auf etliche Wochen zur Jagd zusammenfand. Dann durfte er sich unter den kräftigen Männern recht als „Arndt“ fühlen; dann fing auch in ihm an, das starke, heiße Arndtsblut zu wallen.

Er hatte in Bosewald noch einen zweiten Oheim, der ihm großes Interesse einflößte und in dem er den Kriegshelden verehrte. Es war das ein alter Soldat, ein riesiger Dragoner, der unter dem alten Friß gedient hatte und viele Stücklein und wunderbare Erlebnisse zu erzählen wußte.

Der König hatte ihm einst wegen seiner schönen Gestalt wohlgefällig die Wangen gestreichelt und gesagt: „Ah, der schöne Putbusser.“

Ein ander Mal hätte der König gern einen Gefangenen gehabt, um ihn über den Stand des feindlichen Heeres auszuholen; man vermochte aber keinen der flinken Oesterreichischen Husaren zu erreichen. Der König selbst ritt an die Vorposten heran und verlangte nach dem besten Schützen. Der preußische Oberst, der die Vorposten befehligte, ließ darauf den Dragoner Arndt vortreten.

Arndt sprang vom Pferd, lud die Büchse und fragte, den König ansehend: „Doch nur das Pferd, Ew. Majestät?“ Mit diesen Worten stürzte auch schon vom Schuß getroffen ein Husarenschimmel. Arndt hatte sich geschwind wieder auf sein Roß geschwungen, den laufenden Husaren eingeholt und zum Könige gebracht.

Der König drückte ihm zwei Goldstücken in die Hand und sagte: „Brav mein Sohn! Nicht unnütz einen Menschen erschießen.“

Noch mehr aber, als durch seine Erzählungen, bezauberte der Soldat den Jungen durch seine schöne, klangreiche Stimme, mit der er eine Menge lustiger Volks- Soldaten- und Jägerlieder hersang.

Unstreitig der Gebildetste und Feinste unter den Brüdern war Morizens Vater. Er stand mit sämtlichen Geistlichen und Land-Edelleuten der Umgegend auf gutem Fuß und empfing deren öfteren Besuch. Nach dem Zeugniß seines Sohnes schrieb er richtiger und schöner sein Deutsch, als die meisten Generäle und Landräthe seiner Zeit.

Solche Kenntnisse hatte er sich allerdings nicht daheim in Rügen erworben. Er hatte die Welt gesehen und sogar noch ein Stück vom siebenjährigen Krieg.

Sein Graf Putbus war auf den hübschen und talentvollen Schäfersjungen aufmerksam geworden und hatte ihn zuerst zum Heidereiter oder Förster bestimmt, ihn aber später wegen seiner Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit

zu seinem Sekretär gemacht und ihn mit auf Reisen genommen.

In die Heimath zurückgekehrt, wurde er dann vom Grafen zum Inspector der Schoritzer Güter eingesetzt. Er war ein großer, schöner Mann von bräunlicher Gesichtsfarbe; reizbarer und heftiger von Gemüth, als der Bruder in Posewald, aber dann auch wieder sanft und sinnig.

Er konnte bei rollendem Gewitter und im Morgen- und Abendroth mit gefalteten Händen stundenlang auf einer Höhe in seinem Garten sitzen und schweigend und anbetend in die Unendlichkeit hinausschauen.“ Die Kindererziehung, lag ihm sehr am Herzen. Besonders hielt er auf strenge Zucht. Aber auch an Unterricht ließ er es nicht fehlen, als ihm seine Verhältnisse es erlaubten. Zunächst unterrichtete er, da es an Schule und Lehrer mangelte, seine Jungen selbst im Schreiben und Rechnen. Lesen und Religion hatte die Mutter übernommen.

„Freundliche Eltern

Denn was Gutes ich bin, was Frohes ich Froher gefunden,
Habet deß Dank! denn von euch kam mir der Segen
nächst Gott.“

sagt später Ernst Moritz in seiner dankbar kindlichen Weise.

Der Mutter aber, der sanften, guten Mutter weihet er ganz besonderen Dank. Ihr mildes, treues Walten war für sein Kindheitsleben, wie der warme, lebens-

volle Sonnenschein im Frühling. Er kann sie darum auch nie vergessen. Noch in seinen Mannesjahren erscheint sie ihm im nächtlichen Traum „mit blauen Augen gleich Himmelschein.“

„Geht lieblich winkend mir entgegen
Und zeichnet mit den Fingern Segen,
Springt her und nimmt mich in den Arm
Und küßt mich mit den Lippen warm
Und gönnt mir lieben Augenschein.
Ich sah, es war die Mutter mein,
Der beste Schatz, den mir im Leben
Der liebe, fromme Gott gegeben.“

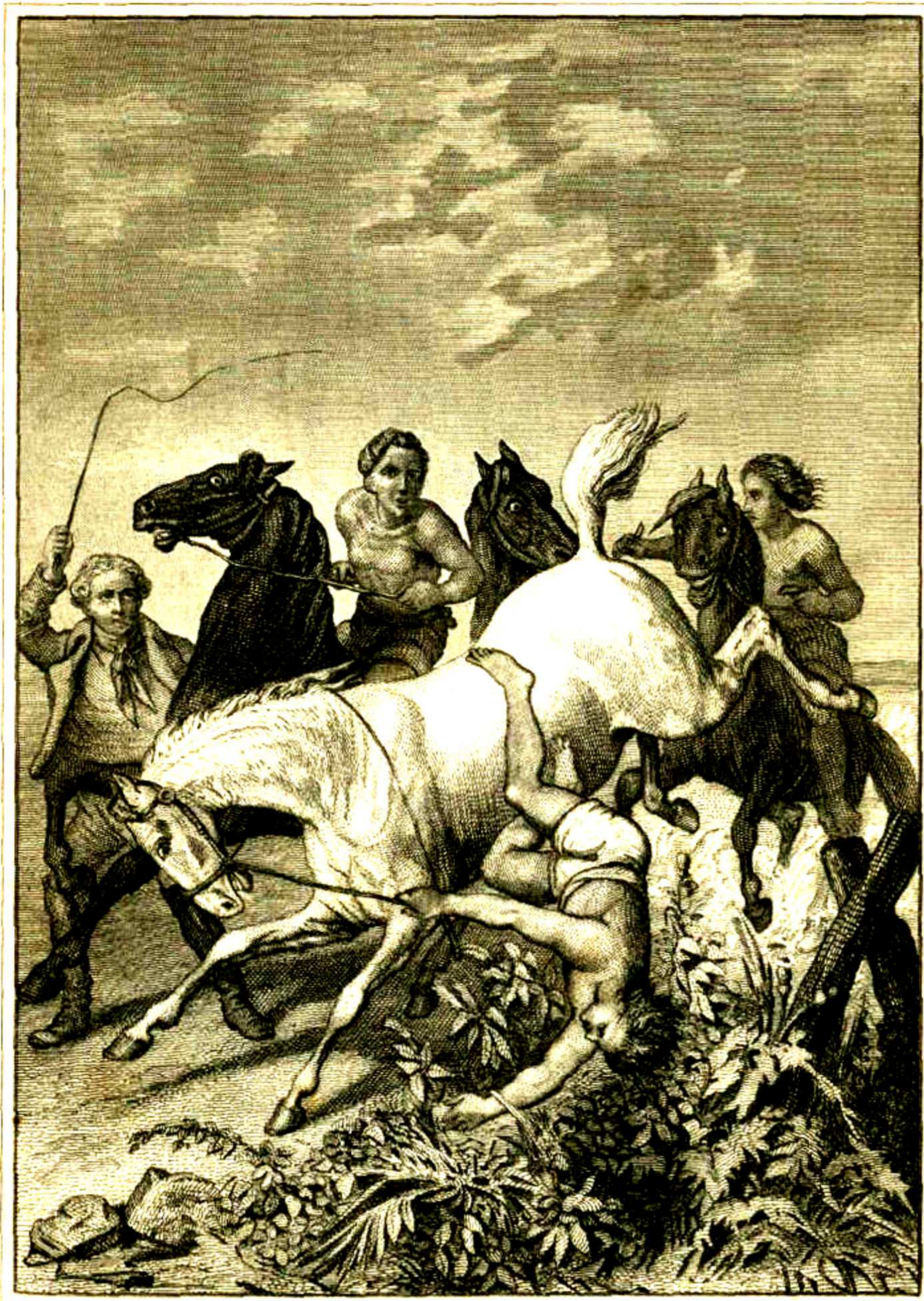
Ja noch im Greisenalter ist seine Erinnerung an sie so lebendig, daß er stets ihr Bild sich zurückrufen kann, ihre schönen, großen, blauen Augen und ihre prächtige, breite Stirne, als wenn sie leibte und lebte.

Sie war geringer Leute Kind aus dem Bauernstande, aber reich begabt von Haus aus und die Krone aller Geschwister. In dem Hause eines befreundeten Pächters hatte sie eine bessere Bildung erhalten. Ernst, fromm, sinnig und muthig ging sie durch's Leben. Kein Geschick vermochte sie so zu beugen, daß sie die Klarheit und Besonnenheit ihres Geistes verloren hätte. Obgleich sie keine besonders starke Gesundheit besaß, und selbstthätig in die bedeutende Feldwirthschaft eingriff, und ihr die Sorge für die vielen, wilden Kinder allein oblag, hatte

sie immer noch Zeit, ein gutes, frommes Buch zu lesen und ihren Unterricht zu ertheilen.

Bibel und Gesangbuch dienten als Lesebücher. Die ernste Frau war eine gewaltige Bibelleserin. Ernst Moriz hat mit ihr wohl drei bis vier Mal die ganze H. Schrift durchgelesen. Samstag Nachmittags gab es ein Gesangbuchlied oder das Sonntagsevangelium auswendig zu lernen. Zur Abwechslung erzählte die gütige Mutter wohl auch hübsche Geschichten und Märchen. Ernst Moriz konnte bei ihr sitzen und mit ihr lesen und sprechen bis über Mitternacht hinaus, ohne Schlaf zu bekommen. Er hieß deswegen im ganzen Hause die „Lerche.“ Niemand ahnte, daß er später noch in anderer Weise eine „Lerche“ genannt werden konnte. Er lernte damals noch fremde Lieder. Er sang seine eigenen noch nicht zu Gottes Lob und Preis. Aber einen Ruhm hatte er doch schon seinem Fleiße zu verdanken. Er war ziemlich heimisch in seiner Bibel geworden. Wenn nun der Pfarrer Stengler zu Garz Sonntags Katechismuslehre abhielt und ihn fragte, klangen seine Antworten fest und sicher. Seine helle, klare Stimme tönte wie eine Trompete durch die weiten Räume der Kirche. Um ihn zu belohnen, wies ihm der Pfarrer den obersten Platz an. Und so saß der kleine Knirps über den größten Jungen und hochgewachsenen, adeligen Fräuleins mit mächtigen Lockengerüsten auf ihren Köpfen.

Der Großknecht, der alte, treue Jacob Nimmo, der



meistens den kleinen Moriz in die Kirche brachte, feierte dann jedes Mal auch seinen Triumph. Er rechnete sich jede Antwort des Kleinen selbst zur Ehre und war stolzer, denn je.

Jedoch nur im Winter, wenn die ländlichen Arbeiten ruheten, konnte von einem regelmäßigen Unterricht die Rede sein. Im Frühling und Sommer war ihre Schule draußen in Feld und Wald, auf Wiesen und Heiden, unter Blumen und Vögeln.

Dem Herumspringen und Herumspielen setzte übrigens öfters der Vater ein Ziel. Besonders zur Zeit der Saat und Ernte mußten die Buben wacker mithelfen. Ernst Moriz hat manchmal die Kühe und Schweine auf die Weide getrieben und erinnerte sich später noch oft der frohen Augenblicke, wann die Sonne im weiten Meere versank, und er bei leuchtender Abendröthe im stolzen Hochgefühl die wohlgesättigte Heerde in den Hof heim brachte, und wenn er dann noch auf die Kirsch- und Aepfelbäume stieg und seine Taschen mit süßem Obste füllte. Wie prächtig hat darauf der todmüde Junge geschlafen.

Die Welt thut ihre Augen zu
Und Alles wird so still,
Auch ich bin müde, und zur Ruh
Ich nun mich legen will;
Ich leg' im stillen Kämmerlein

Mich in mein Bettchen warm,
Und Engel sollen Wächter sein
Vor jedem Trug und Harm.

Thätigkeit, Mäßigkeit und Abhärtung waren Hauptartikel in den Erziehungsgrundsätzen des Vaters. In der Abhärtung wurde eher zu viel, als zu wenig gethan. Aber der Vater meinte, Jungen, die einmal Stein und Stahl anfassen müßten, dürften nicht in Baumwolle eingepackt werden.

War Etwas Meilen weit zu bestellen, wurde Einer der Jungen kurz und gut auf ein Pferd gesetzt und mußte nun, mochte es Sonnenschein, Regen oder Schneegestöber sein, ohne Mantel und Ueberrock fort galoppiren. Gingß im Winter Stunden weit im Schlitten zu Freunden oder Verwandten, kamen die Buben nie in den Schlitten. Sie mochten neben oder hinten aufhocken und, wenn sie fro, nebenher springen, um sich zu erwärmen.

So war Ernst Moriz als neun oder zehnjähriger Knabe einmal in einem fremden Hause Abends auf einem Stuhle eingeschlafen. Die Männer hatten eine so anziehende Unterhaltung, daß sie die rasch dahinfliegende Zeit nicht merkten. Es war bereits Mitternacht vorbei, als der Vater den Knaben aus seinem süßen Schlafe aufrüttelte. Schlastrunken stolperte der Schläfer hinaus in die dunkle, eiskalte Winternacht, um in den offenen Schlitten zu kriegen. Aber der Vater brachte ihn wach. Absichtlich warf er den Schlitten um, daß der Knabe

Kopfüber in den Schnee purzelte und sich kaum wieder aus den Schneemassen herauszuschaffen mußte. Wenn es durch ein Dorf ging, mußte er heraus, um die Schlagbäume zu öffnen. Und „wehe mir“, sagte Arndt später, „wenn ich eine weiblich plinsende Geberde gezeigt hätte.“

Bei den Herbstjagden zu Rosewald hatte gewöhnlich Ernst Moritz ein Pferd hinauszureiten, an dessen Sattel zu beiden Seiten die erlegten Füchse und Hasen aufgekniüpft wurden. Das ging dann vom Morgen bis zum Abend durch Sturm, Regen und Schneegestöber, und der Knabe auf seinem Gaul durfte nicht mucksen, wie er auch vor Kälte und Nässe innerlich schaudern mochte.

Früh wurde die Reitkunst geübt. Die Knaben mußten die wildesten Pferde tummeln. Ging es im Teiche zur Schwemme, dann setzten sie sich nackend auf die Kasse und der Vater stand mit knallender Peitsche hinter ihnen. Bei solcher Gelegenheit wurde Ernst Moritz von einem unbändigen Füllen, gerade als es aus dem Wasser heraussprang, mit seinem nackten Leibe in einen Haufen Dornen und Brennesseln geworfen, daß ihm das Fell brannte. Selbst da durfte er nicht sauer sehen.

So unbarmherzig es oftmalß auf diese Weise herging, war es den herzhaften Jungen doch gerade so recht. Ernst Moritz war ein wilder Knabe, vielleicht der wildeste und trozigste von seinen Brüdern, obwohl in Gesellschaften linksch und blöde. Aus Troß weinte er nie,

wenn ihn sein Vater züchtigte. Er empfing aber deshalb auch jedes Mal sein vollgezähltes, doppeltes Maß.

Sonst war er hinwiederum der Ehrlichste, Bescheidenste, Gewissenhafteste und Muthigste von Allen.

Zweimal ging es ihm hart an's Leben, wo nur das wachende Auge Gottes ihn schützte, aber er machte so wenig Aufsehen von der Geschichte, daß seine Eltern kaum Etwas erfuhren.

Das eine Mal war er auf dem Eis eingebrochen und schon untergesunken, daß nur mit Mühe sein älterer Bruder Karl ihn am Schopfe faßte und herauszog. Das andere Mal ging ihm ein schwer beladener Erntewagen über den Kopf. Der muthwillige Junge hatte sich auf Eines der vier Pferde gesetzt, die vor den Wagen gespannt waren. Durch einen Seitensprung desselben fiel er herunter und kam so zu liegen, daß das Wagenrad ihm quer über den Kopf ging. Man hätte denken sollen, sein Schädel wäre zu einem blutigen Brei zusammengequetscht worden; allein es war Gottes Wille nicht. Das Rad machte durch einen davorliegenden Stein einen Luftsprung und der kleine Missethäter mußte nur Haut und Haare lassen.

Erst als die Wunde heil war, erzählte er den Vorgang seinen Eltern.

Aber so muthig er sich sonst benahm, so wenig behagte es ihm in Gesellschaften und bei Besuchen. Vielleicht stieß ihn schon damals das französische Wesen ab. Denn

die französische Afferei und Ziererei des vorigen Jahrhunderts war selbst bis auf die ferne Insel Rügen in die niedrigsten Pfarr- und Pächtersfamilien gedrungen. Auch die dicken Pächtersweiber und die rothbackigen Pfarrtöchter Rügens hatten ihr drei Stockwerk hohes Lockengerüste von falichem, dicht gepudertem Haar auf dem Kopfe und enge, mit fußhohen Absätzen gezierte Schuhe an den Füßen und knixten und becomplimentirten sich, wie die feinsten Modedamen.

Aber auch die unglückseligen Buben mußten, wenn Besuche gemacht wurden, ihr Toupet und ihren Zopf haben. Mit ihnen ward nun nicht allzu zierlich umgegangen, besonders wenn so Dreien oder Vierem der Zopf gesteift, das Toupet und die Locken mit Wachs, Pomade und Nadeln und Puder geglättet und aufgethürmt werden mußte. Dann wurde mit Wachs und Pomade darauf geschlagen, daß die hellen Thränen über die Backen liefen.

Ihre eigentliche Qual ging jedoch in der Gesellschaft erst an. Da wurde feines, zierliches Betragen verlangt. So mußten die Jungen, ihren dreieckigen Hut in der Hand, bei jedermänniglich in der Gesellschaft, bei Herren und Damen mit tiefer Verbeugung die Kunde machen und die Hand küssen. Wer will es da dem Ernst Moriz verübeln, wenn er lieber baarfüßig und baarhäuptig in Wind und Heide herumschweifte? Aber es war Zeit, daß die wilden Füllen eingefangen und in eine ordentliche Schule „eingesperrt“ wurden.

Dazu sollte in Grabitz, dem neuen Aufenthaltsorte der Familie Arndt, Rath werden.

Arndt, Vater, hatte nämlich wieder einmal gewechselt und in der nordwestlichen Ecke Rügens zwei Güter und zwei Bauerndörfer gepachtet. Ernst Moritz war mit dem Tausch nicht ganz zufrieden gewesen. Einen Ersatz für Wald, Heide und Hünengräber bildete das nahe Meer, dessen Wogen bei gewaltigen Stürmen über die weiten Wiesen majestätisch heranrollten bis nahe an die Hofmauern von Grabitz. Alle Wiesen waren dann ein unendlicher See. Gesah das im Winter bei Frost, dann gab es eine Schlitten- und Eisbahn, wie man keine schönere träumen konnte.

Doch solchen Vergnügungen durfte nicht mehr die volle Zeit gewidmet werden. Zwar war keine Schule bei Grabitz, aber die besseren Einnahmen gestatteten Arndts Vater einen tüchtigen Hauslehrer zu halten.

Schon in Dumschewitz war ein kurzer Versuch mit einem Hauslehrer gemacht worden.

Ein alter, verlegener Candidat, Namens Krai, war der Erforene gewesen. Den Kindern wurde himmelangst, als sie den langen, dünnen, griesgrämischen Menschen mit seiner gelben Perrücke, seiner ungeheuren Nase und seinen tiefliegenden, schwarzen Augen erblickten. Allein zu ihrem Vergnügen flog die Krähe bald wieder davon. Es war ihm nach seiner Ansicht zu wenig Respect im Hause erwiesen worden. In seinem Abschiedsbriefe machte er darauf aufmerksam, die Tante Sophie habe beim Gutenmorgensagen nicht tief genug geknirt und die

Mutter Morizens habe gestern statt „Herr Krai“, wie es sich gebühre, „lieber Krai“ zu ihm gesagt.

Auch die Wahl des ersten Hauslehrers, der in Grabiß angenommen wurde, zeigte sich als einen Mißgriff. Er hieß Müller, stammte aus Sachsen und war eigentlich ein alter, ausgedienter Corporal, der es aber in der Jugend beinahe bis zum Studenten gebracht hatte. Kenntnisse hatte er fast gar nicht, allein jeder Zoll an ihm war Corporal.

Hinten am Kopfe baumelte ein Corporalzopf und in der Hand trug er den Corporalstock. Letzterer kam bei der muthwilligen Schaar oft genug zur Anwendung. Doch trotz aller Schläge hat der gute Mann seinen Schülern in zwei Jahren Nichts beigebracht, als höchstens etwas Sitzfleisch und einigen Katechismus. Die talentvollen Kinder hatten bald heraus, daß ihr Lehrer selbst Nichts wußte, und sein obwohl redliches aber überhitziges Wesen gab keinen Respekt, sondern reizte nur zu Neckerei und Unart. Manche seiner Aussprüche wurden sprichwörtlich in der Familie für lange Zeit. So wurde vielfach der sehr begabte Friß, ein jüngerer Bruder von Ernst Moriß, mit dem Worte geneckt, daß einmal der Hauslehrer in hellem Zorne über seinen Leichtsinne ihm zugeschrien hatte: „Frütrich, aus dir will ich einen Kerl machen, aber Briegel mußt du haben.“

Die schwerste, aber lustigste Stunde war regelmäßig Morgens die Gesangstunde. Denn Müller hatte eine

verzweifelt gellende und kreischende Stimme, und brachte dadurch jedes Mal seine Schüler zum heimlichen Lachen. Ernst Moritz war ein arger Richerer und sein Lachen platzte stets zur Unzeit heraus. Da ward dann nach der guten, alten, christlichen Weise mitten im Singen darunter gehauen, daß die Späne flogen; jedoch ohne daß der Gesang im Mindesten unterbrochen worden wäre.

Ernst Moritz war vierzehn Jahre alt, da ward Herr Müller verabschiedet, und Herr Gottfried Dankwardt, Candidat der Theologie, nahm seine Stelle ein.

Das war endlich ein kenntnißreicher und in jeder Art tüchtiger Mann, ein Kernmensch, in dessen kleinem zartem Bau eine mächtige Seele wohnte. Eine nicht viel bekannt gewordene Geschichte aus seinem späteren Leben mag uns den Kern seines Wesens offenbaren.

Es war im Winter 1807. Dankwardt stand als Pastor zu Bodenstede bei Barth. Die Franzosen waren auf ihrem Eroberungszuge auch nach Pommern und selbst nach Bodenstede an die Meeresküste gekommen. Sie benahmen sich, wie überall, übermüthig und unverschämt. Das wollten aber die kühnen, pommerischen Männer nicht leiden. Sie nahmen eine Parthie gefangen und überlieferten sie den Schweden. Diese That erregte einen ungeheuren Aufruhr im französischen Lager. Ein Kommando von mehreren hundert Mann wurde abgeschickt, um das Dorf zu bestrafen. Diese nahmen den Schulzen und die Aeltesten des Dorfes gefangen, um sie zu erschießen, und

umzingelten den Ort, um ihn auszuplündern und abzubrennen. Dorf und Bewohner schwebten in der furchtbarsten Gefahr. In diesem entscheidenden Augenblicke trat der kleine Pastor Dankwardt muthig vor den französischen Befehlshaber und sprach:

„Mein Herr, Sie haben die Unschuldigen gegriffen, ich bitte, lassen Sie diese Männer los, die sind die Unschuldigen und Verführten; hier haben Sie den Verbrecher, mich nehmen Sie, mich erschießen Sie, mein Haus verwüsten und verbrennen Sie, ich bin der Verführer, der einzig Schuldige. Ich habe diesen armen Bauern gepredigt, daß sie bis auf den letzten Mann für ihren König stehen und den Feinden des Vaterlandes Abbruch thun müßten.“

Dieses kühne, opfermuthige Auftreten des kleinen Pastors ergriff selbst den Feind. Er ließ die Gefangenen gegen ein geringes Lösegeld los und begnügte sich mit dem Abbrennen einiger elenden Hütten.

Solcher Art war der neue Hauslehrer.

Daß mit ihm eine Wendung und ein frischer Abschnitt in dem Leben von Ernst Moriz eintrat, ist leicht begreiflich. Jetzt erkannte er erst, was eigentlich Lernen war, und bekam Lust am Lernen; obgleich auch das frühere, frische Treiben, nur in edlerer Weise, fortgesetzt wurde.

Auch mit der Dichtkunst machte sie der junge Hauslehrer bekannt, und Ernst Moriz empfing dadurch die erste Anregung zum Dichten. Es ging eine poetische Lust durch's ganze Haus.

Den heranblühenden Jünglingen gestaltete sich Alles zur Dichtung. Mit ihrer frischen Einbildungskraft belebten sie, was sie lasen und trieben, und rings die ganze Insel, die Hüengräber, die Felsen und Wälder und das weite Meer. Und Abends, wenn sie in den Betten lagen, erzählten sie sich ihre selbstgemachten Geschichten und Märchen und schwärmten bis in die späte Nacht hinein. Ernst Moriz war aber die Seele des Ganzen.

Ja, das war eine fröhliche, selige Zeit.

„Ach nur ein Lallen,
Ein leises Stammeln
Jener Gefühle!
Jener Kinderspiele!
Nur einen Schimmer
Jener Gestalten!
Einen Ton jener Klänge!
O warum blieb ich
Nicht ewig ein Kind?“

Aber hier unten gibt's kein Stillstehen. Wir können nicht zu der Stunde, dem Augenblicke sagen: „Verweile, du bist gar zu schön.“

Immer weiter, immer vorwärts stürmt das Leben in Kampf und Tod hinein und ruhet nicht, bis uns drüben die ewige Sabbathruhe winkt.

II.

Darauf die feurige Zeit, wo heiß zwischen Schmerzen
und Freuden

Kindheit und Jugend sich trennt, und der Gedanke beginnt.
Was gedenk' ich hartseliger Kämpfe und schlafloser Nächte?
Was meiner Tage voll Müh'n, Mühen die selber ich
schuf?

Was ich wollte, das wußte ich nicht und weiß es auch
heut kaum,

Doch ich vollbrachte mit Ernst, was mir der Busen gebot:
Trog war mein herber Gesell, und eiserner Stolz war
mein Wächter,

Mann sein, mein höchstes Gefühl. — Würdest du so
doch ein Mann!

Arndts Gedichte.

Stralsund verdankt vornehmlich seine Berühmtheit in weiteren Kreisen dem dreißigjährigen Kriege, wo der vielgefürchtete Wallenstein mit mächtigem Heere vor seinen festen Mauern lag; von wo er aber, trotzdem daß er geschworen hatte, er müsse die Stadt haben und wenn sie mit Ketten an den Himmel geschmiedet wäre, unverrichteter Sache abziehen mußte. Für Rügen dagegen hatte Stralsund stets seine Bedeutung, einmal als reicher Handelsplatz, dann als Hauptstadt von Schwedisch-Pommern und zuletzt wegen seiner großen Nähe.

Denn nur ein schmaler Meeresarm schied die selbst auf eine Art Insel gebaute und durch drei Brücken mit dem Festlande verbundene Stadt von Rügen. Von Grabisz, dem Arndt'schen Hofe aus, der höchstens eine Stunde vom Fährplatze der Insel entfernt lag, sah man die schlanken Thürme der drei Stadtkirchen über das Meer herüberblinken. Es bestand auch ein fortwährender Verkehr mit der Stadt. Bald wurden dort die auf dem Hofe erzielten Landesprodukte verwerthet, bald kamen Freunde und Verwandte herüber, um sich in dem gastlichen Wächterhause einmal gütlich zu thun. So war Stralsund für Ernst Moriz kein fremder Ort mehr, als er dorthin kam. Er bezog nämlich, da er siebenzehn Jahre alt geworden war, die gelehrte Schule dieser Stadt.

Sein Vater hatte nicht beabsichtigt, ihn studiren zu lassen; allein verschiedene Gönner und Freunde hatten denselben dazu überredet und sogar ein Capital dazu dargeschossen. Auf diese Weise war er hingekommen.

Aber wenn auch Grabisz nicht allzufern von Stralsund lag, hatte Ernst Moriz doch zu wenig Stadtluft geathmet, um nicht Anfangs durch sein Auftreten bei seinen neuen Kameraden Spottlust zu erregen. Der blöde Junge vom Lande stieß an allen Ecken an. Das war den zierlichen, geriebenen Stadtbuben ein gefundenes Fressen. Besonders mußte seine Kleidung herhalten. Dieselbe war allerdings in einem so ärmlichen Zustande, daß er sich selbst unter den vornehmen, gepuzten Jünglingen wie eine häßliche Krähe

unter strahlenden Pfauen vorkam. Werktags trug er einen grünen Rock von selbst gemachtem Zeuge. Für Sonntags dagegen war ein alter, grau plüschener Rock seines Vaters vom Landschneider zusammengepfuscht worden, weit und wulstig, wahrscheinlich, damit er allmählig hineinwüchse.

In ähnlicher Absicht hatte Meister Silverstorp von Ramin seine Stiefel über einen breiten, plumpen Leisten gearbeitet. Als jedoch die Spöttereien gar kein Ende nehmen wollten, wallte eines Tages in dem Jünglinge das heiße Arndtblut über. Er zeigte ihnen, daß seine Fäuste von besserem Zeuge waren, als sein Rock. Und als ein paar der ärgsten Schreier zusammengeknielt zu seinen Füßen lagen, gab es Ruhe.

Ueberhaupt gewann der ernste, strebsame Jüngling bald die Achtung seiner Genossen.

Ernst Moritz wurde mit den zunehmenden Jahren immer ernster; ein ernster Jüngling, ein ernster Mann. Seine Mutter hatte Recht, da sie bei der Taufe auf dem Namen Ernst bestanden hatte. Sein Vater hätte ihn gern Philipp genannt.

Borzüglich hegte der ernste Jüngling einen Abscheu vor der damals in Stralsund herrschenden Ueppigkeit und vor dem leichtfertigen, losen Wesen vieler seiner Kameraden.

Obgleich er bei den Freunden seines Vaters manchen Schmaus hätte haben können, blieb er gewöhnlich bei Butterbrod und einem Glase Wasser zu Hause. Kaffee und

Thee hat er bis zu seinem vierzigsten Jahre nur bei den außerordentlichsten Gelegenheiten genossen.

Ebenso, wie die Mäßigkeit, bewahrte er aber auch die von Haus aus gewohnte Abhärtung. Er machte Stunden weite Gänge am Meeresufer hin und badete bis zum October und November. Wenn er dann heim kam, arbeitete er mit allem Fleiße und forschte in der Bibliothek seines lieben Conrectors Furchau, bei dem er wohnte, bis spät in die Nacht hinein.

Dabei war er jedoch nicht einsam und freudenlos. Er liebte die Geselligkeit und Fröhlichkeit und hatte ein warmes Herz für Freundschaft. Aber es bewährte sich schon jetzt an ihm der scharfe Kennerblick für Sitten und Menschen.

Alle Freunde, die er sich wählte, wurden tüchtige und zum Theil bedeutende Männer und blieben seine Freunde für immer.

Allein sein liebster Ausspann war das väterliche Haus.

Sein Vater war einmal wieder gewandert. Er hatte jetzt das Festland bezogen.

Löbniß hieß die neue Pachtung und war an der Straße zwischen Rostock und Stralsund gelegen. Löbniß erinnerte viel an Schoritz, war aber noch ein gut Theil schöner, obwohl das Meer fehlte. Dort war der Wohnsitz des Grafen von Schwerin gewesen, und die Königin Ulrike Luise von Schweden hatte das Haus bewohnt.

Dasfelbe bestand aus zwei stattlichen Flügeln und zählte zwei große Säle und über zwanzig Zimmer mit goldenem Getäfel und feidenen Tapeten. Den Lustgarten durchströmte ein tiefer Bach, und schattige Lindenalleen luden zum Spazierengehen und kühle Grotten und Lusthäuschen zum Ausruhen ein.

Dahin zog es den lebensfrischen Jüngling aus der dumpfigen, schwülen Stadt.

Samstags Nachmittags wanderte er heim und Montags in aller Frühe ging es wieder zur Stadt und Schule. Löbzig war von Stralsund drei Meilen entfernt. Es waren das aber von jenen Meilen, die, wie man sagt, der Fuchs gemessen und seinen Schwanz noch zugegeben hat. Ernst Moriz hatte indessen durch seine Fußwanderungen, die rechten Fuchsbeine dazu bekommen. Wenn gerade ein Wagen vom Hofe nach der Stadt ging, fuhr er auch. Dann lag er wohl auf den dickgefüllten Fruchtsäcken in einen alten Mantel seines Vaters gehüllt und ließ muthig auf sich schneien und regnen oder sah hinauf nach den winterlich blizenden Sternen, die auf sein Haupt herableuchteten.

Das ging so bis zum Herbst 1789. Da brach er ganz plötzlich und unvermittelt mit seinem bisherigen Schülerleben in Stralsund.

Ob er sich zu alt vorkam, um noch auf den Schulbänken zu rutschen? Er war spät hinausgekommen und wahrscheinlich Einer der Ältesten unter seinen Kameraden.

Ob die französische Revolution, die in diesem Jahre ausgebrochen war, auch in ihm eine Gährung hervorgerufen hatte? Wer weiß es?

Er war kurz vorher noch durch öffentliches Lob auf der Prüfung ausgezeichnet worden. Auf einmal glaubte er, wenn er noch länger Schüler bliebe, würde er ein weichlicher, liederlicher Lappen werden, und faßte den Entschluß, in die weite Welt zu gehen und Landmann oder Schreiber oder Rechnungsführer bei einem Landmann zu werden.

Den äußeren Anlaß zu dem unbesonnenen Streiche gab der Abgang von einem Duzend Schulgenossen zur Universität und deren Abschiedsschmauserei. Die ungewohnten Gelage, denen er sich nicht entziehen konnte, machten ihn bei seinem heißen Blute völlig toll.

Jedoch zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit seine grundehrliche Natur.

Den Vormittag hatte er noch 400 Thlr. für seinen Vater eingenommen, die er zur Reise herrlich hätte brauchen können. Allein er schickte dieselben erst noch hinaus nach Löbniß nebst Brief, und den Nachmittag wanderte er, 12 Thlr. von seinem Taschengeld im Beutel, und ein Bündelchen Wäsche unter dem Arm, durchs Frankenthor in die Welt hinaus.

Er hatte in seinem Briefe so rührend gethan, als ging es direct an's Nordcap oder die Magelhausstraße; aber er kam nur ein paar Tagereisen von Stralsund

bis zur Penne. Die erste Nacht schlief er in eines Schäfers Hause auf dem Heuboden in traulicher Nachbarschaft mit einem halben Duzend Hühner. Die zweite Nacht brachte er in einem Dorfe unweit Demmin zu. Und am folgenden Morgen glaubte er schon weit genug von der Heimath zu sein, um sich nach einer Stelle umzusehen. Er fand auch bald eine bei einem alten Hauptmann von Parsenow. Jedoch sollte die Einwilligung der Eltern erst noch eingeholt werden.

Statt dieser erschienen nach etlichen Tagen sein Oheim Moriz Schuhmacher und sein älterer Bruder Karl mit einem vierspännigen Wagen, um den Flüchtling unter jeder Bedingung heimzuholen.

Diese Lösung der ganzen Angelegenheit kam Ernst Moriz willkommener, als man hätte erwarten sollen. Er war schon nüchterner geworden. Jene Dunstwolken, welche ihn aus Stralsund weggescheucht hatten, waren durch die harten Wanderungen und soldatischen Nachtquartiere verflogen. Er setzte sich gutwillig mit den Seinigen auf den Wagen und war am folgenden Nachmittage in Löbniß.

Obwohl sich seine Eltern über sein plötzliches Entweichen sehr geängstet hatten, machten sie ihm doch keine Vorwürfe. Nur stellte sein Vater es ihm ganz in seinen Willen, ob er weiter studiren oder Landmann werden wollte. Dann ließen sie ihn gehen, überzeugt, daß sein gesunder Sinn das Richtige treffen würde.

Er entschied sich wieder für das Studium, besonders da ihm der Conrector Furchau auseinandersetzte, daß er auch zu Hause sich für die Universität vorbereiten könne. Nach Stralsund wollte er um keinen Preis mehr zurück.

So verlebte er denn noch anderthalb Jahre in Löbniß in schönster Muße und mit großem Fleiße, ohne die gewohnten Abhärtungen zu vernachlässigen, und bezog Ostern 1791 die Universität Greifswalde, um Theologie zu studiren.

Er hat auch wirklich Theologie studirt zuerst in Greifswalde, dann in Jena; er hat auch zur Zeit sein Examen bestanden und als Candidat der Theologie hin und wieder, wie er selbst sagt, mit Schall und Beifall gepredigt; aber er ist doch nicht Pfarrer geworden.

Wer in früherer Zeit den Knaben gesehen und gehört hatte, als er noch mit seiner Mutter in der Bibel las und seine Trompetenstimme durch die Kirche schallen ließ; wer sein sinniges, gewissenhaftes Wesen kannte, der hatte gesagt: „Der Junge ist wie geschaffen zum Pfarrer“ oder: „Hier sieht man recht, was ein Häfchen werden will, krümmt sich bei Zeiten.“ Aber man hatte sich doch verrechnet. Ernst Moriz hatte allerdings das Zeug zu einem tüchtigen Geistlichen und Diener Gottes. Um zu erkennen, welche herzinnige Frömmigkeit, welche Tiefe des Glaubens in ihm wohnte, braucht man nur seine Schriften und besonders seine geistlichen Lieder zu lesen. Dabei besaß er, wie Keiner die Gabe in hoch beredter, körniger Weise zu dem Volke

zu sprechen und jenen nachhaltigen Feuereifer, der auch bei den größten Schwierigkeiten nicht ermüdet. Aber dieser Feuereifer mußte erst geweckt werden. Sein Herz mußte erst warm werden. Er war Nordländer und trotz seiner geschwinden, feurigen Natur wieder nüchtern und besonnen, wie alle Kinder des Nordens. Er war ein Kraftmensch, der mit ganzer Seele dabei sein mußte. Das Halbe und die Halben konnte er nicht leiden.

Die damalige Theologie jedoch, die auf Universitäten gelehrt wurde, vermochte Niemanden das Herz warm zu machen oder die Seele einzunehmen. Sie war selbst dazu zu kalt, zu nüchtern und zu arm. Sie glich nicht einer grünen Aue und frischem Wasser, sondern einer traurigen, dürren Heide. Die Leute waren damals gar zu klug. Die Bibel in ihrer erhabenen Einfalt und göttlichen Weisheit konnte solch gescheitern Herrn nicht genügen. Sie warfen Alles, was das arme Menschenherz noch zu erquickern und zu beruhigen und zu beseligen vermochte, als unvernünftig hinaus. Menschengedanken galten mehr, als Gottes Gedanken, und Menschenwitz mehr, als Gottes ewige Wahrheit. Es war eine ungläubige, trostlose Zeit.

Sie hat selbst solch ein frommes Gemüth, wie das unseres Arndt war, eine Zeit lang vergiftet. Er gesteht selbst: „Ich betete als Knabe mit Inbrunst, lachte und spottete als Jüngling mit Frechheit. Möge dem Mann und Greise die Unschuld und Frömmigkeit nicht fehlen.“

Freilich hat dieser traurige Zustand des Zweifels und Unglaubens nicht lange bei ihm gewährt. Dazu hatten die Lehren der Mutter zu tief in ihm Wurzel geschlagen. Er hat sich und seinen Gott bald wieder gefunden. Aber er sollte auf der angefangenen Bahn nicht weiter schreiten. Gott hatte ihm eine andere Kanzel bestimmt und eine andere Liebe, die ihm das Herz warm gemacht hat. Dem Vaterland, dem lieben, theuren Deutschland sollten sein Leben und seine besten Kräfte geweiht werden. Er sollte in einer großen Zeit miteingreifen in die Weltgeschichte, und dem kühnen Welteroberer als der Erste den Fehdehandschuh ins Gesicht werfen; er sollte sein Volk wachrufen zur That und als Prediger und Prophet dasselbe vorbereiten zur künftigen Größe.

Darum hat ihn Gott aufwachsen lassen mitten im Schooße deutschen Volkslebens, damit er des Volkes Noth verstände und des Volkes Sprache zu reden wüßte. Darum hat er ihm das heiße Blut in die Adern gegossen und ihm die kühnen, trotigen Männer zur Seite gestellt, damit er in einer verzagten Zeit selbst kühn und trotzig und stark dastünde, wie die Eichen seiner Heimathinsel. Darum hat er ihm den reinen, keuschen Sinn bewahrt inmitten der Versuchungen der Welt und seine unbestechliche Redlichkeit, damit er einst mit jenem heiligen Zorn und jener rücksichtslosen Offenheit losstürmen konnte gegen Alles Gemeine, Feile und Niederträchtige. Darum hat er ein solch felsenfestes Vertrauen schon früh in seine

Seele gepflanzt, daß er auch in dunkeler Zeit, wo Alles verzweifelte, seinen Glauben nicht verlor, sondern mit rechtem Prophetenblick den guten Ausgang erkannte.

Jetzt allerdings lebte er noch im dunkelen Drange, ohne sich des rechten Weges bewußt zu werden. Jetzt tappte er noch Jahre lang im Finsternen umher, bis endlich Zeit und Stunde kam und der Herr ihn rief.

Zunächst machte er sich los von der Theologie.

Für einen minder redlichen Sinn hatten die Pfarrstellen auf Rügen viel Verlockendes. Das Einkommen einer solchen Stelle betrug an 2000 bis 3000 Thlr., eine ungeheure Summe für die damalige Zeit. Die Pfarrer führen mit vier schwarzen Kappen und nannten sich Kirchherren. Eine solche herrliche Stelle hätte er auch haben können und dazu auf seinem lieben Rügen. Aber er wollte ohne inneren Beruf ein solch heiliges Amt nicht übernehmen, kein herzloser Miethling werden, kein Stellenjäger. Denn alle diese Pfarrstellen mußten in Stockholm und nicht auf die feinste Art erworben werden. Obgleich es seiner Mutter ins Herz schnitt und den Vater betrübte, brach er doch mit dem geistlichen Beruf.

Acht und zwanzig Jahre alt stand er da ohne Amt und Aussicht für die Zukunft.

Da ergriffß ihn wie einst auf der gelehrten Schule in Stralsund. Ein unendliches Sehnen trieb ihn in die weite Welt hinaus. Sein guter Vater gab ihm das Geld zur Reise. Und so ist er vom Frühlinge 1798 bis Herbst 1799

in der Welt herumgepilgert, bald zu Fuß, bald zu Wagen, bald zu Schiff. Ein Vierteljahr hat er in Wien gelebt, sich darnach das Ungerland betrachtet, ist dann nach Italien gezogen und von dort über Nizza und Marseille nach Paris. Den ganzen Sommer wohnte er in Paris und kam dann langsam über Brüssel, Köln, Frankfurt, Leipzig, und Berlin wieder heim.

Er hatte keinen bestimmten Plan zur Reise. Er sagt selbst, er hätte wie ein Bruder Sorgenlos, ohne bestimmte Richtung und Ziel, ohne Vorbereitungen und Vorarbeiten die Welt durchlaufen.

Aber wenn er auch selbst nicht wußte, was er wollte; wenn er auch selbst keinen Plan hatte; Gott hatte einen Plan. Der dunkle Drang in ihm war nicht von ohngefähr. Nicht umsonst hat er mit seinen scharfen Augen die Dinge, die Menschen und Völker betrachtet. Es kam die Zeit, wo er alle diese Beobachtungen wieder verwerthen sollte, und diese Zeit war nicht mehr allzufern.

Freier Athem, freie Rede,
Für die Wahrheit offene Fehde,
Fehd' auf Leben und auf Tod!

Arndts Gedichte.

III.

Arndt war also wieder in der Heimath.

Was sollte er nun beginnen? Er war dreißig Jahre alt. Einen bestimmten Beruf hatte er nicht; unthätig bleiben und zu seinem Vergnügen leben wollte und konnte er nicht; irgend eine Aussicht bot sich nicht.

Da führte ihn eine Neigung, die er aus früherer Zeit her zu der Tochter des Professors Quistorp hegte, nach der Universitätsstadt Greifswalde. Und siehe dort entschied sich sein Schicksal.

Seine Braut überredete ihn, da zu bleiben und als Privatdocent an der Universität aufzutreten. Und als Ernst Moriz Arndt einmal öffentlich zu lehren begann, erkannte man bald seine Tüchtigkeit und ernannte ihn zum Professor.

Jetzt konnte er seine geliebte Braut heimführen. Und früher, als er zu träumen wagte, besaß er eine Stellung in der Welt und ein Hauswesen.

Doch sollte er Beides nicht lange behalten.

Er begann jetzt seine Thätigkeit für das Vaterland. In Deutschland sah es trübe aus.

Anno 1801, 1803 und 1806 war es nicht, wie anno 1870 und 1871. Damals stand kein begeisterteres Volk in Waffen, um einen übermüthigen, ländergierigen Feind mit Wucht zurückzuweisen. Damals verscheuchte nicht der Ruf: „Der Feind ist vor den Thoren!“ alle inneren Zwistigkeiten und scharte alle Stämme um einen kräftigen Führer. Damals ließ man ruhig den Feind den Süden angreifen und besiegen, ohne sich im Norden viel darum zu kümmern. Damals ließ man deutsche Länder rauben und den Rhein in Besitz nehmen, ohne daß ein Schrei der Entrüstung gehört wurde oder eine Hand zur Vertheidigung sich erhob. Der Unterschied zwischen damals und jetzt kann gar nicht tief genug empfunden werden. Damals ging das alterschwache, lebensmüde, deutsche Reich in Trümmer, während es sich heute wieder wie ein junger Phönix aus der Asche erhebt; in neuer Form zwar, aber auch lebensfähiger, kräftiger, herrlicher, als je. Das alte, deutsche Reich war nur noch ein morsches Gehäuse gewesen, aus dem längst alle Thatkraft und jeder Zusammenhang gewichen waren. Die einzelnen Reichsinstitute stritten sich ordentlich, wer in der traurigsten Verfassung sei. Die Reichsarmee hatte sich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit erwiesen im siebenjährigen Kriege, wo sie auch den schönen Namen „Reißarmee“ davontrug. Das Reichskammergericht in

Wezlar konnte keine Weisiger mehr bekommen, und wer einen Proceß dort anhängig machte, mußte Methusalems Alter erreichen, um das Ende zu erleben.

Der Reichstag zu Regensburg hatte die Schlafsucht und that Alles im Traum und Schlaftaumel. Er wachte, wie der Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser, nur alle hundert Jahre einmal auf, um sofort wieder einzuschlafen.

Wie gesagt, das deutsche Reich hatte so wenig wirklichen Halt, daß ihm nur Einer einen derben Fußtritt zu verabreichen brauchte, und das ganze riesige Gebäude stürzte krachend zusammen und seine viel besungene Herrlichkeit lag am Boden. Diesen Gnadenstoß gab ihm Napoleon Bonaparte.

Es bedurfte nicht vieler, bedeutender Schlachten, und Oesterreichs Macht war gebrochen, der Rhein im Besiz Frankreichs, der Rheinbund gestiftet, und Napoleon waltete als unumchränkter Herr in deutschen Landen.

Zu dem lebensmüden, deutschen Reiche war aber der Art das Gefühl für Deutschlands Größe, Einheit und Zusammengehörigkeit geschwunden, daß fast Niemand die Schmach empfand, die dem deutschen Namen von Frankreich angethan wurde.

Viele ergötzten sich sogar über den Zusammenbruch des alten Reichs und hielten ihm scherzhafte Grabreden. Andere begrüßten die Franzosen und Napoleon als ihre Retter, von denen ihnen Heil käme. Der größte deutsche

Dichter, Göthe, rief, als in seiner Gegenwart von Deutschland die Rede war: „Deutschland, wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden.“

Selbst Preußen, das noch immer am meisten Sinn für Deutschlands Größe gezeigt hatte, konnte ruhig mitansehen, als das Reich zusammenbrach und schöne deutsche Länder verloren gingen.

Freilich stand es später auch allein, als ihm der räuberische Wolf aus Westen mordend an die Kehle fuhr.

Aber in dieser Zeit deutscher Jämmerlichkeit und Zerrissenheit loberte es hell auf in der Brust des jungen Professors in Greifswalde. Das heiße Arndtsblut kam ins Wallen und wallte heißer und heißer; heiß in der Liebe zum Vaterlande, heiß im heiligen Zorn gegen dessen Verderber.

Die Franzosen hatte er schon nicht leiden mögen als Knabe, seit er aus alten Geschichtsbüchern die Hinterlisten und mordbrennerischen Thaten wußte, die diese bösen Nachbarn stets an Deutschland verübt hatten. Später, als er sie in ihrem eigenen Lande kennen lernte, wuchs nur seine Abneigung.

Auch vor Napoleon, den er in Paris in seinem ersten Ruhmesglanze zu sehen Gelegenheit hatte, empfand er von vornherein ein Grauen; obwohl derselbe damals noch nicht die gierige Hand nach Deutschland und der Kaiserkrone ausgestreckt und noch nicht durch solch' tiefe

Ströme leichtsinnig vergossenen Menschenblutes hingschritten war.

Dagegen sein Vaterland liebte er aus vollem, ganzem Herzen.

Und als dasselbe so schmählich zusammensank und eine Niederlage nach der anderen berichtet wurde, war es in diesem ächten deutschen Herzen, als wenn ein Sturmwind in eine Feuerflamme schlüge. Immer höher und heißer loderten Zorn und Liebe. Und er mußte heraus, der glühend heiße Strom. Er ergoß sich in glühenden Reden an sein Volk und in feurigen Vaterlandsliedern und Gesängen.

Der Zorn und die Liebe haben Arndt zum Redner und Dichter gemacht.

Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Als die Fehde aus war, ist der Zorn verraucht; aber die Liebe ist geblieben, die volle, heiße, Vaterlandsliebe sein ganzes, langes Leben hindurch.

Aber Arndt war nicht bloß Dichter und Redner, er war auch Prophet.

Durch die Erfolge in den letzten Jahren sind wir im Stande das Ringen und Kämpfen unseres Jahrhunderts und die Stellung, welche Arndt darin einnimmt, besser zu verstehen.

Wir wissen jetzt, welche nahe Beziehung die Jahre

1806 und 1871 zu einander einnehmen; das Jahr, wo der Habsburger, Franz II, die deutsche Kaiserkrone niederlegte, und das Jahr, wo der Hohenzoller, Wilhelm I, der siegreiche König von Preußen die weggeworfene Krone wieder auf sein Heldenhaupt setzte.

Wir wissen jetzt, was die ganze Arbeit der dazwischenliegenden Jahrzehnte war: ein Neubau aus dem Trümmerhaufen; die Entwicklung aus der trostlosesten Zersplitterung, Schwäche und Unselbstständigkeit des Vaterlandes zu der schönsten Einheit und zu der herrlichsten Kraft und Machtentfaltung.

Inmitten dieses Arbeitens, Ringens und Kämpfens sehen wir nun die gewaltige Prophetengestalt Arndts, bald mahnend und strafend, als gutes, deutsches Gewissen, bald fest und klar die Ziele des Kampfes bezeichnend; aber immer voll freudiger Siegesgewißheit und hohen, göttlichen Blickes.

In diesem angeedeuteten Sinne hätten wir nun die weiteren Lebensschicksale Arndts zu betrachten.

Kühne Thaten, wie von Blücher und Gneisenau, sind nicht zu berichten. Denn Arndts Reden und Gedichte sind seine Thaten. Aber daß zu denselben echter Heldenthum erforderlich war, und nur so ein festes, kühnes Menschenkind, wie Arndt, auf der angefangenen Bahn weiter schreiten konnte, wird sich zur Zeit herausstellen.

Den ersten kühnen Schritt that Arndt mit der

Herausgabe eines Büchleins, das die Geschichte der Leibeigenschaft in Rügen und Pommern behandelte.

In diesem Schriftchen sind die Sünden und Verbrechen, welche in jenen Landschaften von den Grundherrschaften an ihren Bauern verübt wurden, rücksichtslos aufgedeckt. Er schlug damit dem zahlreichen Adel und den Großpächtern seiner nächsten Umgebung ins Gesicht und machte sich natürlich dieselben zu unversöhnlichen Feinden.

Die meisten Menschen hätten aus Lebensflugheit still geschwiegen. Allein Arndts Wahlspruch war: „Wem Furcht vor Jemand seine Zunge schließt, der dünket mich der Schlimmste nun und immer.“ Ihn empörten die willkürlichen Gewaltthatigkeiten, welche er mit ansehen mußte, und ihn jammerte das geplagte, wehrlose Volk. So redete er; mochte daraus werden, was da wollte.

Er konnte nachweisen, daß die Behandlungsweise der Bauern gegen jegliches Recht und Herkommen sei. Noch vor hundert Jahren hatten die Bauern einen gewissen Besitz, ein gewisses Recht gehabt, und die Leibeigenschaft war nicht viel schlimmer gewesen, als eine Pachtung. Aber die gewissenlosen Herren hatten ihren Besitz genommen, indem sie die Ortschaften zerstörten und in Rittergüter verwandelten. Sie hatten ihnen ein Recht nach dem Andern entzogen, indem sie ungemessene Lasten auf ihre Schultern häuften. Die Leibeigenschaft wurde zur Sklaverei. Sonst hatte man im Scherz von einer Salbe gesprochen, durch deren Einsmierung die Bauern drei bis vier Mal im Jahre geschoren werden

könnten. Die dortigen Pächter und Edelleute machten Ernst daraus. Sie schoren aber ohne Salbe und dachten wohl, der deutsche Bauer sei, wie ein Weidenbaum, der desto bessere Weiden liefere, je mehr er geschnitten würde.

Die Enthüllung solcher Mißstände machte natürlich großen Lärm. Arndt mußte viel Haß und manchen Angriff aushalten. Aber er ertrug Alles im Gefühl seiner gerechten Sache.

Schlimmer wurde jedoch der Handel, als mehrere, besonders getroffene Edelleute in ihrem furchtbaren Grimme ihn beim Könige verdächtigten und ihm einen Majestätsproceß an den Hals zu hängen suchten.

Der König, dem sie natürlich nur die Stellen im Buche zeigten, die man allenfalls als Beleidigungen der Königsfamilie nehmen konnte, wurde sehr aufgebracht. Er ließ augenblicklich Arndt zur Verantwortung und Untersuchung ziehen.

Dieser kam jedoch nicht außer Fassung. Er merkte sofort, daß der König nur einseitig unterrichtet sei, und verlangte vom Untersuchungsrichter, daß der König auch auf die Stellen des Buches aufmerksam gemacht werden sollte, die er bezeichnen würde. Der Untersuchungsrichter willfahrte seinen Bitten. Als aber der König jetzt tiefer in den Inhalt des Schriftwerks eindrang und die Mißstände der Leibeigenschaft merkte, rief er: „Wenn dem so ist, so hat der Mann ja recht!“ Und Arndt ist nach Greifswalde zurückgefahren und ist ihm auch kein Haar

gekrümmt worden. Allein die, die ihm eine Grube hatten graben wollen, fielen jetzt selbst hinein. Sie hatten das Büchlein vor die rechte Schmiede gebracht, wo es hin sollte.

Der König konnte nicht wieder vergessen, was er gelesen hatte. Er trug es lange in Kopf und Herzen herum, bis er nach etlichen Jahren die Leibeigenschaft ganz aufhob.

Dieser Erfolg, den Arndt mit entschlossenem Muthe erkämpft hatte, wäre schon werth gewesen, das Andenken des Mannes in Ehren zu halten; aber das war nur ein Vorspiel. Nun betritt er einen viel großartigeren Kampfplatz, wo er sich ganz andere Verdienste um sein Vaterland erwerben sollte. Da handelt es sich nicht mehr um das Gezänk und die Verfolgung einiger gereizten, pommerischen Pächter und Landjunker; da steht er dem Gewaltigsten von ganz Europa gegenüber, dem Kaiser Napoleon Bonaparte, der damals den Vollglanz seiner Macht und Herrlichkeit erreicht hatte; vor dessen Zornblick Kaiser und Könige zitterten und gegen den man kaum im Herzen dem Unmuth Raum zu geben wagte; da spielt er um seine ganze Existenz, um Tod und Leben. Denn der eiserne Mann von Corsika war nicht gewöhnt, mit sich scherzen zu lassen. Er warf Alles vor sich nieder was sich ihm feindlich entgegenstellte, wie die Lawine, die verheerend vom Gebirge niedersaust. Blut bezeichnet seine Bahn. Den Buchhändler Palm, der nur im Ber-

dacht stand, ein ihm mißfälliges Buch verkauft zu haben, ließ er todt schießen. Ueberall lauerten seine Spione. Ueberall saßen seine Schergen, die bereit waren, seine Blutbefehle zu vollziehen. Allein Arndt kennt keine Gefahr. Frei und offen tritt er auch diesem Mächtigen entgegen. Es ist sein Buch „Geist der Zeit I,“ womit er den Kampfplatz betritt und womit er der Napoleonischen Herrschaft den ersten Stoß versetzt. Er zieht sich dabei nicht zurück, indem er etwa seinen Namen verschweigt. Horn auf dem Titelblatt des Buches prangt sein voller Namen. Er ist ein ehrlicher Kämpfer. Er kämpft mit offenem Visier. Sein Wahlspruch ist ja: „Wem Furcht vor Jemand seine Zunge schließt, der dünket mich der Schlimmste nun und immer.“

Das Buch in jener Zeit war eine kühne That, wie es wenige gibt in der Weltgeschichte. Als Luther in Worms vor Kaiser und Reich stand und sprach: „Hier stehe ich, ich kann nicht Anders. Gott helfe mir! Amen,“ that er Größeres! aber Arndt that mit seinem Buche Aehnliches. In dem Buche sitzt Arndt über dem Unverföhnlichen, Gewaltigen selber zu Gericht. Und die Veranschuldung, die er Napoleon aufrechnet, ist wahrlich nicht gering. Er nennt ihn den Emporgekommenen, den Furchterlichen, der sich durch das Blut und Elend von Hunderttausenden, so groß spielt. Er sieht in ihm, dem fast allmächtigen Menschen, etwas Satanisches. Ist er ja doch seine eigene Gottheit, denn nur sich selbst betet er an; nur sein Wille ist ihm Gesetz; seiner Selbstsucht,

seinem Ehrgeiz, seiner Eitelkeit opfert er Alles. Nichts ist ihm dazu zu heilig oder zu groß. Er schlachtet dafür eine ganze Welt ab.“

„Vor allen Dingen,“ sagt Arndt, „ist er Soldat. Der Soldat hat ihn groß gemacht. Und diesen, seinen Anfang und seine erste Kunst, hat er nicht vergessen. Dies ist auch die einzige Kunst, die er versteht. Zu regieren versteht er nicht. Denn es ist ihm nicht um Glückseligkeit des Volkes zu thun. Seine Regierung gründet sich nicht auf Freiheit und Gerechtigkeit. Alles ist Schein, äußerer Glanz und eitel Gaukelei. Darum wird das glänzende Gebäude über Nacht zusammenstürzen.“

Arndt geht nicht fein säuberlich mit Napoleon um. Aber sein Urtheil ist gerecht. Sein scharfes Auge läßt sich nicht durch Neußerlichkeiten blenden. Es geht in die Tiefe und in die Ferne. Darum sieht er auch früher als Andere, was kommen muß und wirklich kommt.

Sein Urtheil enthält selbst noch für den späten Nachkommen und Nachfolger auf dem Napoleonischen Kaiserthron bitere Wahrheit. Hätten sie ihre Regierungen nicht auf Glanz und Schein aufgebaut, so hätte Bonaparte nicht sein Helena und Ludwig Napoleon nicht seine Wilhelmshöhe gefunden.

Nicht weniger übel kommen die Franzosen in dem Buche weg. Merkwürdiger Weise paßt aber Arndts Schilderung des damaligen Franzosenvolkes so genau

auf das heutige, als wenn dieselbe erst gestern entworfen wäre. Man höre nur.

„Ihr also“, ruft Arndt, „seid das würdige Volk, ihr, die ihr Europa um seine schönsten Hoffnungen betrogen habt; ihr wollt die Beglückter und die Herren Anderer sein, ihr, die ihr wieder die kriechendsten und elendesten Sklaven eines Einzigen geworden seid, der euch durch keine edleren Künste beherrscht, als durch gemeine List und prunkende Mefferei? Ihr nennt euch das große Volk. Wenn Länder ausgeplündert, Staaten umgekehrt, freie Völker unterjocht, alle Tugend und Ehre für Gold feil zu haben, groß ist, so sind wenig größere Völker gewesen. Wenn aber Redlichkeit, Treue, Gerechtigkeit und Mäßigkeit den Menschen groß machen, so sagt euch selbst, wie klein ihr seid.

Führt mich hin, wo ihr gewesen seid; heißt mich euch nachtreten, wo ihr seid; ist da die Pest und der Hunger nicht mild gegen das Elend, das ihr bringt? Ist die Grausamkeit der Barbaren nicht sanft gegen die eurige, die sich nicht schämt, die Worte Menschlichkeit und Edel-muth auszuhängen, wenn sie etwas Schlimmes thun will?

Und seid ihr vielleicht in edleren Künsten und Wissenschaften so groß, daß es ein Glück wäre für die übrigen Europäer, von euch unterjocht zu werden, um den Barbarenpelz einmal abzuwerfen und sich eines gebildeten und schönen Lebens zu erfreuen? Ich sehe hier so Viel nicht von euch zu gewinnen. Ihr seid so leidlich

gebildet, aber aus Schwächlichkeit und Nefferei ist eure ganze Bildung hervorgegangen und hat vor den andern Europäern, die nicht tiefer dringen, nur den äußeren Firniß und die Abglättung voraus.

In der Mitte Europas seid ihr eine Art Mitteldinger geworden, und von jeher fehlte euch die volle südliche Naturkraft und die schwärmerische, nordische Tiefe des Gemüths; ihr schwammet in einer kümmerlichen Mitte zwischen beiden und waret euch immer eures Mangels und eurer Nothheit bewußt; daher eure Windbeutelei, euer schaalers Spott und Spaß mit dem Ernstesten und Heiligsten von jeher; daher die Unmöglichkeit, euch der vollen Genialität hinzugeben, weil euer sündiges Krüppelwesen euch nie vergessen läßt, wer ihr seid.

Bewußtsein der Sünde und Verdorbenheit drückt euch schwer in euren Kunstwerken, und darum läuft der Affe dadurch, der seine Geberde verstellt, nicht der freie Mensch, der in Schuld und Unschuld sich hinzustellen vermag.

So ist der Charakter eurer Kunst, so tritt euer zierliches Leben hin: Nichts als leerer Schein, Nichts als der sündliche Schlangenglanz von Tugenden, von welchen der unverdorbene Mensch sich mit Abscheu und Schrecken wendet.

Ohne Religion, ohne Poesie, ohne Wahrheit, zu schwach, euch zu bessern, zu gebildet, eures Unheils inne zu werden, tretet ihr stolz hin und krähet uns Andern

mit beispielloser Unverschämtheit vor, daß wir ungeschliffene Gesellen und Barbaren sind.

Leichtfertiges, unverbesserliches Gesindel, das schwagt, wo Andere fühlen, das hüpfet, wo Andere stehen, das sich einbildet zu sein, wo Andere sind: ihr habt vielen schönen Schein, den wir aber verabscheuen müssen, weil er ohne Wirklichkeiten ist.

Ein Volk, das alle Tugenden in bloße Worte überspielt, das sich, wo andere Völker haben, empfinden, genießen, mit leeren Schatten der Dinge begnügt, ein so wunderbar bethörtes und bethörendes Volk, als die Franzosen, kann keinen frischen, freudigen Stoß auf die Menschheit setzen. Es ist zu weit über alle Menschen hinaus.“

Daß aber ein solches Volk und ein solcher Mann sein liebes Deutschland unterjochen konnte, preßte dem festen Manne Thränen aus.

„Ich habe Thränen geweint über die Zeit und das Geschlecht“, gesteht er am Eingang seines Buches. Aber er kennt die Ursachen des Verfalles und läßt laut seine Anklagen erschallen. Er muß reden, sein Herz zu erleichtern. So klagt er die Fürsten an, daß sie nur an sich gedacht, aber kein Herz gehabt hätten für ihr Volk; die Edelleute, daß sie wohl stolz seien auf ihre Stammbäume, aber nicht ihrer Ahnen würdig ihre Pflicht erfüllten; die Gelehrten, daß sie leeren Hirngespinnsten nachjagten, ohne an den Interessen des Volkes Theil zu nehmen; die Theologen, daß sie selbst nicht genug Frömmigkeit

besäßen, um ihre Kirchen zu füllen und die Menschheit zu trösten; die ganze Zeit, daß sie viel zu viel nach Geld und Vergnügungen dürste, ohne höheres Streben, wahre sittliche Kraft und Muth zu besitzen.

Es waren kühne Worte, die Arndt hier hinaus schleuderte in die Welt. Er ist sich seiner Kühnheit selbst gar wohl bewußt.

„Ich werfe den Fehdehandschuh hin“, sagte er, „trotz allen Schurken und Käuzen, welche das Licht mit Nacht umhüllen und Knallfeuerchen gegen die Blitze emporwerfen, auf daß die Leute sie nicht sehen. Ich sehe dich, arme Menge, mit den hunderttausend Augen, die nicht sehen, mit den hunderttausend Ohren, die nicht hören, mit den hunderttausend Armen, welche umhertasten, Viel ergreifen und Nichts fest halten. Ich sehe dein Unglück und das Unglück deiner Kinder, und müßte ein heillosen Bösewicht sein, wenn ich nicht mit meinem Worte der Warnung und Strafe drein rief. So hört mich denn! aber werft nicht gleich mit Steinen und Stöcken drein, schleppt mich nicht gleich zu Galgen und Guillotinen. Lang ist das Unheil und die Schmach, lang sei die Klage.“ Am Schlusse des Buches ruft Arndt: „Ich liebe die Menschen.“ Und das ist es, was ihn zum Buche veranlaßt hat und ist der ganze Geist und Inhalt des Buches: Liebe und Zorn, aber Zorn aus Liebe.

Einer, der es verstand, urtheilte über die Schrift

daß sie zu dem Kräftigsten und Erweckungsreichsten gehöre, was je eine deutsche Feder geschrieben habe.

In der That war seine Wirkung eine mächtige. Bald drang es in die Stuben der Gelehrten und Geistlichen, in die Werkstätten der Geschäftsleute und in die Schlösser der Fürsten und Edelleute, mit seiner erschütternden Sprache an die schläfrigen Gewissen anpochend. Und Mancher fühlte sich schon gestärkt durch den Gedanken, daß es in dieser schmachvollen Zeit doch noch einen ehrlichen Mann gab, der die Wahrheit zu sprechen wagte. Und Manchem ward das Wort zu einem Feuerfunken, der in ihm fortglühte, bis er zur Zeit in helle Flammen aufschlug. Aber auch die Franzosen hatten von dem Buche Kunde erhalten. Arndt schwebte in Lebensgefahr. Es war sein Glück, daß er wieder so weit hergestellt war, um flüchten zu können. Vor ein Paar Wochen noch wäre es ihm unmöglich gewesen. Da lag er sterbensmatt auf dem Schmerzenslager. Ein schwedischer Offizier hatte ihm in einem Duell eine Kugel in den Leib geschossen. Das war so zugegangen: Von den Arbeiten in der Regierungskanzlei, die man ihm in Stralsund zugewiesen hatte, ermüdet, saß Arndt des Abends zur Erholung mit guten Freunden beim Trunk in einem öffentlichen Garten. Man war in lebhaftem Gespräche. Arndt hatte aber dem Schweden gegenüber das schwedische Land und Volk gerühmt. Da hatte der taktlose Offizier die Frechheit, auf deutschem Boden und mitten unter Deutschen

ein schändliches Wort über das deutsche Volk zu äußern. Arndt durchfuhr ein jäher Zorn. Es ward ihm wie Moses in Egyptenland.

Am dritten Tag schossen sie aufeinander eine halbe Stunde von Stralsund am Meeresstrand, Rügen gegenüber.

Arndt drang eine Kugel in den Leib. Er sank ohnmächtig zusammen und glaubte zu sterben. Es war ein prächtiger Sommerabend und der schönste Abendsonnenschein.

Noch einmal grüßte er mit brechenden Augen hinüber nach der schönen, grünen, heimischen Insel. Er dachte, es sei das letzte Mal. Aber Gott hatte ihn noch nöthig zu größeren Thaten. In acht Wochen stand er wieder auf den Beinen.

Arndt legte hier Zeugniß ab, daß er auch noch zu anderen Dingen Muth hatte, als zum Bücher schreiben. Aber recht war sein Zweikampf nicht. „Du sollst nicht tödten!“ spricht der Herr, und auch die beleidigte Ehre ist kein Grund, hiervon eine Ausnahme zu machen.

Es war übrigens ein Glück, daß er wieder auf den Beinen stand. Denn kaum war er nach Trantow hinüber, wo nahe an der Peene sein Vater seit zwei Jahren ein königliches Domänengut gepachtet hatte, um dort sein Söhnchen zu begrüßen; — seine Frau hatte ihm nach kurzem Eheglück der Tod entrissen — siehe, da kamen die ersten Flüchtlinge von Jena und Auerstädt, die die Nachricht brachten, daß auch der Preußen Macht vor Napoleon zusammengestürzt sei.

Und hinter den Flüchtlingen drein stürmten die feindlichen Reiter. Wollte Arndt sich nicht einfangen und todt-schießen lassen, wie einen tollen Hund, mußte er flüchtig werden.

Er ging über das Meer nach Schwedens Hauptstadt Stockholm. Dort hat er drei Jahre gleichsam als geächteter Flüchtling zugebracht. Außerlich ging es ihm nicht schlecht. Er fand eine Anstellung in der Staatskanzlei und bekam ansehnliche Tagegelder. Rings die reizende Natur, liebe Freunde und angenehme Gesellschaften hätten ihn wohl zerstreuen können. Aber ihn quälte das Heimweh. Die Schmach seines Vaterlandes fraß an seinem Herzen. Mit fieberhafter Aufregung verfolgte er alle Nachrichten, die über das Meer kamen.

Mit Begeisterung hörte er von dem erfolgreichen Widerstand in Spanien. Aber als nun auch Oesterreich wieder losbrach, als Hofers Büchse in den Tyroler Alpen knallte, als Schill auszog aus Berlin, wollte er gleichfalls nicht stillschweigen. — Alles, was er in der Fremde gedacht und gefühlt, faßte er wieder in ein Buch zusammen und schickte es als Geist der Zeit II. in die Welt.

In Deutschland wollte das Buch des kühnen Mannes Niemand mehr drucken. Er mußte es in London drucken lassen.

Wieder tritt er mit feuriger, glühender Rede vor sein Volk hin. Er muß gestehen, während er den Blick

rückwärts und vorwärts wendet: „Es ist nicht besser geworden in Deutschland. Unglück hat sein Volk viel erlebt, Schmach noch viel mehr.“

Ach da liegt es vor ihm, sein bedrängtes Vaterland; die Städte verarmt, die Fluren verwüstet, die Weiber geschändet, die Männer im Elend: Alles in Erstarrung und Verzweiflung. Es ergreift ihn ein heiliger Zorn gegen die Sünden seines Volkes, hauptsächlich aber gegen jene Claven-seelen, die sich bücken und beugen vor dem neuen Götzen der Welt und sich dabei noch anmaßen, als seien sie die Zeichen-deuter und Ausrufer der Zeit. Er nennt sie in seiner kräftigen Weise: „aufgeblasene Dunstköpfe und Tröpfe, gemeine Knechte ohne Sinn für das Große, ohne Gefühl für das Volk und seine Ehre.“

„Laß den Satan aus der Hölle ausfahren,“ ruft er in seinem gerechten Unwillen, „und König der Deutschen werden, sogleich werden hundert und tausend Federn in Bewegung sein und aus allen möglichen Gründen mit Vorder- Hinter- und Mittelsäßen, ja wo möglich mit Hinter-hinter- und Vorder-vordersäßen beweisen, daß es ein Glück der Welt und besonders ein Glück des deutschen Volkes ist, daß Herr Satanas das Regiment über sie belieben läßt.“

Noch scheint die Stunde der Rettung ihm fern zu sein. Denn „die Herrn sind stumm und dienstbar, das Volk zertreten und muthlos.“ Napoleons Macht ist im Steigen. „Seine Kühnheit und Geschicklichkeit, seine

List und Schlaubeit haben ihm die Welt und Throne und Völker zu Füßen gelegt. Er erklärt nun geradezu, daß er der Herr ist."

Aber darum darf die Hoffnung nicht aufgegeben werden. „Die Hoffnung ist auch bei den Todten."

Sterben muß das Alte, auf daß das Neue werde. So wie sie aus dem Grabe neue Lebensherrlichkeit weckt, so lasse ich aus der Vernichtung Kraft und aus der Schande Rache aufblühen. Der Wechsel lehrt uns, daß auch wir wechseln müssen; die Reihe wird auch an ihn kommen. Ja, auch seine Stunde wird kommen. Siehe, Gottes Geist wird zu seiner Zeit sein kleines Werk, das ihm so groß dünkt, mit Sturmesflügeln fassen und es auseinanderwehen wie Spreu, daß man die Spur nicht mehr davon kennt."

Noch einmal, deutsche Männer und Landsleute, ein Wort des tiefsten Ernstes zu euch. Soll ich Alles für Aberwitz halten, was ich deutsch gedacht, soll ich Alles für Gewäsch halten, was ich deutsch geredet habe? Soll ich auch dies hier für Gewäsch halten? Soll ich meinen Stolz, meine Zuversicht auf mein Volk aufgeben? Soll ich euch und mich und Alles, was wir gethan und gewirkt haben, für schlecht und verworren halten? Nein das kann ich nicht."

Jetzt ist die Zeit da für alle Deutsche, jeden Franzosen, der ihren entweiheten Boden betritt, zu vertilgen; denn das übermüthige Volk will uns unterjochen.

O, wenn Gott alle deutschen Verräther und Buben, alle Helfer und Gehler der fremden Tyrannei nähme, sie zusammen in einen Sack steckte und versenkte im Meere, wo es am tiefsten ist, und wenn dann das Volk, wie unsere Ahnen vormals, nur zu Keulen und Spieße griffe — das Franzosengezieser, das bei uns ist, würde bald vertilgt sein, und neues würde nicht wieder kommen.“

„Gebt mir nur ein Plätzchen in Germanien, wo die Lerche über mir singen darf, ohne daß sie ein Franzose herabschießt! gebt mir ein Häuschen mit einem Gartenzaun, wo mein Hahn krähen darf, ohne daß ihn ein Franzose an den Fittichen fasse und in seinen Topf stecke: und ich will fröhlich singen, wie die Lerche und krähen, wie der Hahn, wenn auch ein Leinenfittel meinen Leib bedeckt.“

„Fahre denn hin, Nichtigkeit! und Stärke lebe! Haß beseele, Zorn entflamme, Rache bewaffne uns! Laßt uns untergehen für unser Land und unsere Freiheit, auf daß unsere Kinder ein freies Land bewohnen! Männer auf! und seid gerüstet! Ihr dürft nicht leben als Slaven.“

Wieder treffen Arndts Worte wie spitze Pfeile und bohren sich in das Herz seines Volkes ein. Aber sie waren erst eine Saat der Zukunft. Als die Stunde der Freiheit schlug, kamen sie mit aller Macht und Herrlichkeit zum Vorschein. Für den Augenblick dagegen schienen sie ohne sichtbaren Erfolg zu verhallen. Napoleons Macht stand fester, als je. Oesterreich hatte seine Erhebung

schmerzlich büßen müssen. Der treue Hofer lag zu Mantua erschossen. Schill und sein Heldencorps hatte zu Stralsund ein trauriges Ende gefunden. Der Minister von Stein, die Hoffnung aller Vaterlandsfreunde, war verbannt. Niemand stand dem Gewaltigen mehr gegenüber. Selbst in Schweden wurde französischer Einfluß sichtbar.

Da brannte Arndt der Boden unter den Füßen. Er hielt es nicht länger aus im fremden Lande. Er eilt wieder heim in sein bedrängtes Vaterland. Aber in seinem Herzen steigen heiße Gebete auf für das Wohl und die Freiheit seines niedergetretenen, armen Volkes.

Du, der ewig waltend steht,
Höre Vater mein Gebet,
Denn mich drückt die böse Stunde,
Denn mich brennt die alte Wunde,
Tief im Herzen brennt sie sehr.
Wärst du nicht, währ' ich nicht mehr.
Denn du alter, treuer Gott,
Alter, lieber, deutscher Gott
Hast mit Männern und mit Rossen
Ueber mich dich ausgegossen,
Mich in Staub getreten sehr,
Und ich bin kein Freier mehr.
Aber züchtigst du gleich schwer,
Läßest du doch nimmermehr,
Hast die Sehnsucht uns gegeben

Nach dem lichten Götterleben,
Nach dem Hochgebornen Recht,
Kennst uns selber dein Geschlecht.
Auf zur Tugend und zum Licht
Hast du uns das Herz gericht't:
Freier Athem, freie Rede,
Für die Wahrheit offne Fehde,
Fehd' auf Leben und auf Tod!
Also klinget dein Gebot.
Denn des Mannes ganzen Werth
Hält die Zunge und das Schwert;
Will das Letzte nicht mehr schneiden,
Muß die Erste schon es leiden:
Männerarm und Männerwort
Ist der Glücks- und Freiheits-Hort.

IV.

Was rufest du, mein Herz voll Sorgen?
Was rufest du mit schwerem Ach:
O Herr mein Gott! wann wird es Morgen?
Wann wird die lange Nacht zum Tag?
Wann wird der Irrlichtflatterchein
Ein fester Stern der Wahrheit sein?

Arndts Gedichte.

Die halbe Welt war damals mit französischen Helfern
und Spähern bedeckt. Wenn Arndt ungefährdet nach

Deutschland kommen wollte, mußte er vorgeben, nach England zu reisen. Nur seine zwei besten Freunde wußten um sein Geheimniß. Mit falschem Pässe und unter falschem Namen, als Sprachmeister Allmann nähete er der deutschen Küste. Hier mußte er sich mit viel List und Geistesgegenwart durch die französischen Zollschneüffler und Wachtposten durchschlagen und bahute sich in Nacht und Nebel durch Bruch und Moor den Weg nach der Heimath.

Seine Stimmung war grau und düster, wie die nur mit wenig fahlen Tannen umpflanzten Sanddünen und die weite mit kalten Nebeln bedeckte Sumpfsheide.

Nachdem er sich mehrfach irre gelaufen und von einem Nachtwächter als Dieb verfolgt worden war, betrat er endlich in der Morgendämmerung den Trantower Hof, als eben die Ochsen von den Knechten zur Früharbeit herausgeführt wurden. Sein Vater lebte nicht mehr. Er war einige Monate vorher gestorben. Auch seine Mutter war todt. Aber die Geschwister empfingen den armen Verbannten traulich und herzlich. Sein jetzt achtjähriges Söhnchen war prächtig herangewachsen. Ach die Liebe that seinem vereinsamten Herzen so wohl. Wenn er nur auch Freiheit hätte genießen können. Aber er lebte in Trantow wie ein Gefangener. Französische Beamte und Spione durchstrichen die Gegend. Rheinbundstruppen hielten das Land besetzt. Bei Tage saß er in einem abgelegenen Stübchen versteckt und nur Abends

und Nachts schlich er sich heraus, um sich in Garten und Wald zu ergehen.

Nur einmal wagte er eine weitere Tour zu seinem ältesten Bruder Karl, der bei dem Städtchen Barth ein Domänengut gepachtet hatte.

Zu dem Zweck ließ er sich aber den Bart wachsen und vermummte und verhüllte sich so, daß, wie er meinte, der Teufel ihn kaum erkannt hätte. Trotzdem durften die Reisenden mit ihrem Schlitten unterwegs in keinem Wirtshause einkehren. Mitten in einem schneeigen Tannenwald hielten sie Rast und Fütterung.

Für die Länge der Zeit war dieses Leben jedoch Arndt zu unbequem und das Land zu durchsichtig und zu angefüllt mit Verräthern und Schelmen. Er ging nach Berlin, indem er hoffte, in der großen Stadt, wo er persönlich unbekannt war, sich leichter zu verbergen. Dort wohnte ihm ein guter Freund von Greifswalde her, der Buchhändler Georg Reimer. In dessen Haus fand er herzliche Aufnahme.

Arndt kam noch gerade zurecht zu dem festlichen Einzug, den König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise auf ihrer Heimkehr von Memel und Königsberg in Berlin feierten. Der Einzug war nicht fröhlich, so viel Prunk auch entfaltet wurde. Das Unglück der Zeiten lastete auf allen Herzen. Die schöne Königin hatte rothgeweinte Augen und tiefen Gram im bleichen Gesichte. Denn, wo waren die alten, siegklatschenden

Abler hingeflogen? Der edle Scharnhorst saß blaß und verschlossenen Blickes auf seinem Rößlein und ließ sich vorn übergebückt von demselben unter den andern Generalen nur so mit forttragen.

Und doch war damals schon ein geheimnißvolles Regen unter den Geistern, gleich dem Ahnen des künftigen Frühlings. Wie schon lange Kräfte in der Werkstätte der Natur arbeiten, ehe des Menschen Auge etwas wahrnimmt, so lebte und webte es in der Stille künftiger That entgegen. Und wenn diesen erregten Geistern nur irgend ein Lichtfunken der Hoffnung schimmerte, zu welchem hellen Morgenroth der Zukunft entfaltete es plötzlich sein mächtiges Gefunkel. Die Nacht und die Sterne belauschten Worte, welche in größeren Gesellschaften die Furcht damals kaum zu wispern wagte.

Arndt kam mit den edelsten Männern in Berührung und freundschaftliche Verbindung, wie mit dem großen Denker Fichte, der mitten unter französischen Bajonetten seine bekannten „Reden an die deutsche Nation“ hielt, und mit dem berühmten Schleiermacher, der durch seine erhebenden Kanzelvorträge alle Gemüther erschütterte. In den Musestunden kam man merkwürdigerweise im Schützenhause zusammen, um Schießübungen zu treiben mit dem unbestimmten Gedanken, als könne man es über kurz oder lang einmal gebrauchen.

Durch diesen erfrischenden Umgang gestärkt, kehrte Arndt, Ostern 1810, in seine Heimath zurück.

Vorpommern war wieder an Schweden zurückge-

fallen und er durfte seine Professur in Greifswalde wieder antreten.

Indem Arndt hinging, mußte er aber schon, daß seines Bleibens dort nicht war. Neue, ungeheure Wetterwolken zogen sich am europäischen Horizont zusammen. Er ging bloß hin seiner bürgerlichen Stellung wegen und vor Allem, um sich seinen rückständigen Gehalt auszahlen zu lassen, weil er Geld brauchte, wenn er seinen flüchtigen Fuß wieder weiter setzen mußte.

In Greifswalde konnte ihn auch Nichts mehr halten. Es war dort ungemüthlicher, als je. Französischer Geist hatte auch dort Einzug gehalten. Arndts liebste Freunde waren von Napoleon begeistert. Sein Schwiegervater, der alte Professor Quistorp gab Arndts Söhnchen, als dasselbe in kindlicher Weise meinte: „Die großen Deutschen sollten die kleinen Franzosen alle todt schlagen“ einen Schlag auf den Mund mit den Worten: „So ein kleiner Naseweis müsse das Maul halten.“

Diese undeutsche Gesinnung empörte Arndt furchtbar. Aber sie war damals in Deutschland überall. Ein berühmter Geschichtschreiber konnte damals rufen: „Ich habe Napoleon gesehen, ich sah den Finger Gottes, und Alles soll sich beugen.“ Und Göthe sagte zu Arndt über Napoleon, als schon die ersten Freiheitskämpfe geschlagen waren: „O ihr Guten, schüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu groß.“ Wo aber solcher Wehrauch gestreut wurde, ver-

mochte Arndt nicht zu bleiben. Da juckte es ihm in der Kehle und in den Fingern.

Er kam deshalb um seine Entlassung als Professor ein, packte seine Bücher, verschaffte sich noch einen russischen Paß und zog nach Trantow zu seinen Geschwistern, um ruhig die Zeit abzuwarten, wenn er wieder fort mußte.

Rußland und England waren die einzigen Freistätten in Europa, wohin die Vaterlandsfreunde flüchten mußten, wenn sie ihres Lebens sicher sein wollten.

Arndt beabsichtigte, nach Rußland zu gehen.

Er hatte lange vorausgesehen, was da kommen würde; aber als die Stunde des Scheidens kam, ward sie ihm doch zur bitteren Ueberraschung. Er saß in fröhlicher Abendgesellschaft beim Probst Borkow in Loitz, wohin Trantow eingepfarrt war. Da sprengte plötzlich ein Reiter in den Pfarrhof. Es war ein Expresseur von einem Greifswalder Freund gesandt, um Arndt noch zeitig zu warnen. Er brachte die Meldung, daß die Franzosen bereits über die Grenze gerückt seien und morgen wohl die ganze Gegend überschwemmen würden.

Alle wurden schreckensbleich. Arndt fuhr in derselben Nacht noch nach Stralsund, um noch einige Gelder einzulassiren. Als er am nächstfolgenden Morgen zurückfuhr, sah er schon überall französische Husaren und Dragoner hin und her sprengen. In Greifswalde wimmelte es bereits von Franzosen. Aber er mußte noch

einmal in die Stadt. In dem Thore stand ein verdächtiger Geselle aus Greifswalde, der schon lange für einen französischen Spion galt und keinen Grund hatte, Arndt besonders geneigt zu sein. Er schien Arndt sofort zu erkennen, denn er grüßte mit so wunderfreundlich schlauer Miene, daß es unserm Freund eiskalt über den Rücken lief. Es kostete dem Schelmen nur ein Wort, und Arndt hatte das Schicksal Palms und Hofers.

Doch hatte der Schelm nicht nach seinem Blut gelechzt. Denn Arndt erreichte am nämlichen Tage noch glücklich seines Bruders Hof. Auch in Trantow lagen schon französische Soldaten im Quartier. Aber dort gab es keinen Verräther. Arndt war indessen so vorsichtig sich nicht sehen zu lassen, sondern schlüpfte zur Hinterthüre herein und begab sich in ein Seitenstübchen, von wo er, wenn's Lärm gab, leicht in den Wald und die Beene-sümpfe entfliehen konnte.

So hat er die Nacht mit seinen Verfolgern in einem Hause zugebracht. Wenn die Soldaten gewußt hätten, welch' kostbarer Fang in der Nähe war, sie hätten nicht so ruhig geschlafen. Aber Arndts Bruder hatte ihnen mit Wein und Brantwein gehörig zugesetzt. Sie schliefen so fest, daß Arndt ungestört packen und Abschied nehmen konnte.

Der Morgen dämmerte herein, als er durch die Hinterthüre hinaustrat. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen. Seine alte Base, seine jüngste Schwester und

sein Söhnchen hielten ihn weinend umklammert und wollten ihn nicht fortlassen. Er mußte sich fast mit Gewalt losreißen. Als er nun forteilte, schrie der Knabe jammernd auf und lief ihm laut weinend nach. Da ergrimmte Arndt in seinem starken Herzen und weinte und betete und fluchte in einem Athem.

Wie um den Sturm seiner Gefühle zu übertäuben stürzte er in raschem Laufe über die hart gefrorene Beene und das Beenethal hindurch.

Was stürmst du, Herz, und bist so wild?
Ist nicht der alte Gott dein Schild?
Der alte Gott im Himmel hoch,
Der lebet und regieret noch.

Siehe! als sollte ein Zeichen für ihn geschehen, ging jetzt, als er die gegenüber schon im Preussischen liegende Höhe hinanstieg, die Sonne wunderklar und hell auf. Und mit der aufgehenden Sonne ward es auch wieder hell und klar in seiner Seele. Er sank auf die Knieen und betete heiß für die Lieben daheim, für das zerrüttete Vaterland und seine eigene, trostlose Zukunft.

Wenige Schritte weiter wartete der Schlitten seines Bruders auf ihn, der ihn noch an demselben Tage zu guten Freunden brachte, die für sein Weiterkommen sorgten. Zunächst kam Arndt nach Berlin.

Dort war ein merkwürdiges Wogen und Treiben. Der Feldzug Napoleons gegen Rußland wurde vorbereitet.



Der Unerfättliche ſtreckte auch nach Rußlands weiten Ländern ſeine gierige Hand aus.

Nun mußte man in Berlin nicht, ob Preußen für oder gegen Rußland marschiren würde. Viele ſtritten dafür, Andere dagegen. Napoleon machte dem Streit dadurch einfach ein Ende, daß er Preußen, ehe es ſich noch entſchieden hatte, zwang, ſich mit ihm gegen Rußland zu verbinden.

Berlin war für den Augenblick keine ſichere Zuflucht für Arndt. Er merkte es bald und fuhr in dem Wagen des Oberſten Grafen Chazot, den er ſchon früher kennen gelernt hatte, nach Breßlau.

Breßlau wurde Arndt deßwegen wichtig, weil er dort alle Helden fand und perſönlich kennen lernte, die ſpäter den Kampf für Deutschlands Freiheit führten und die er ſämmtlich durch Lieder verherrlicht hat.

Dort ſah er den Edelſten der Edeln, den geſchwinden Gneifenau, den tapferen Bertheidiger Colbergs.

Bei Colberg auf der grünen Au
Zuchheididei! Zuchheididei!!
Da tanzt der tapfere Gneifenau,
Zuchhei, Zuchhei, Zuchhei!
Er tanzt ſo friſch und freudig,
Er tanzt ſo ſcharf und ſchneidig
Franzosen aus dem Athem
Auf Colbergs grüner Au.

So ging's auf Colberg's grüner Au
Zuchheididei! Zuchheididei
Mit Tod und Leben nicht zu genau
Zuchhei, Zuchhei, Zuchhei!
Und manchen Franzen haben
Sie nach dem Tanz begraben:
Der Tanz ging ihnen zu mächtig
Auf Colberg's grüner Au.

Dort sah er den alten Blücher, in dessen kühnem Feuer
er schon den künftigen Feldmarschall erkannte.

O schauet wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet wie ihm waltet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.
Der Mann ist er gewesen, als Alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang!
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Wälschen zu weisen die deutscheste Art.

Dort sah er den hochherzigen Scharnhorst, den Größten
und Bedeutendsten von Allen, an den er sich besonders
innig angeschlossen.

Nenne ihn! Wie heißt der Mann?
Deutscher Freiheit Waffenschmidt?
Der nie wankend ab und an

Ging den festen Heldenritt?
Der im Stillen hat geschaffen
Ross' und Männer, Krieg und Waffen?
Scharnhorst heißt der edle Mann,
Deutscher Freiheit Waffenschmidt,
Der auf Rettung rastlos sann,
Vieles that und Vieles litt,
Daß er könnte deutsche Ehren
Für den heiligen Krieg bewehren.

Allein noch ging es nicht zum heiligen Krieg. Noch hatte die Brandfackel Moskauts den Weg zum Untergang des Uebermüthigen nicht beleuchtet. Noch einmal mußten die Helden auseinander, um sich erst in Jahresfrist an demselben Orte zu frischen Thaten zu treffen.

Auch ihr Säng'er setzte seinen Fuß weiter in die Fremde. Er hatte Rußland aufgegeben und wandte sich nach Böhmen. Zu Fuß überschritt er das Riesengebirge.

Seine Übung und Abhärtung erlaubte ihm jeden Tag sechs bis acht Meilen zu marschiren. Nachts schlief er auf einem Lager von Heu und Morgens beim Hahnen-schrei machte er sich wieder auf den Weg.

Er trank aus der Quelle der Elbe und betete zu Gott, daß sein Trunk ein Trunk der Freiheit und bald wieder der ganze Strom frei sein möge. Er lag eine Stunde auf der Schneefoppe und schaute in die Welt hinab und träumte und pflückte Blumen für die, die

seine Seele lieb hatte. Die Sonne verbrannte ihm Gesicht und Arme, daß es ihn ordentlich schmerzte. Aber fröhlichen Muthes schritt er weiter.

Bei dieser Fußwanderung ist ihm ein heiteres Stückchen passirt, wie es eben nur ein Fußgänger erleben kann. Er saß gehörig bestaubt im kühlen Wirthszimmer zu Aderzbach bei einem Schöppchen Ungarwein. Da kommen plötzlich zwei preussische Offiziere, wehende Federn auf dem Hut, einen Diener hinter sich, in den Hof gesprengt.

Mit klirrenden Sporen traten sie ein und befehlen Brot und Wein und beginnen Arndt, den sie für einen Handwerksburschen halten, in vornehmer Weise zu foppen.

Arndt geht auf den Spaß ein und antwortet anfangs dumm genug für einen Handwerksburschen. Allmählig schlägt er einen andern Ton an, daß die Herrn plötzlich stutzig und verlegen werden. Noch mehr jedoch erstaunten sie, als sie etliche Tage nachher dem General Scharnhorst in Bad Kudowa ihre Aufwartung machen wollen und sie nun den vermeintlichen Handwerksburschen gemüthlich plaudernd neben dem Feldherrn sitzen sahen. Als Arndt endlich in Prag einzog, erfuhr er, daß ihn der frühere Polizeipräsident Bruner dort sehnlichst erwarte.

Derselbe hatte einen Auftrag vom Minister Stein, der im Augenblick in Petersburg in der nächsten Nähe von Kaiser Alexander lebte. Arndt sollte unverzüglich nach Petersburg kommen, da ihn Stein nothwendig brauche.

Arndt hatte Stein noch nie gesehen, aber er wußte genug von ihm, um ein unnennbares Glück über diese Botschaft zu empfinden. Er hatte längst erkannt, wenn es einen Mann in Europa gäbe, der Napoleon gewachsen sei, dieser Stein sein müsse. Das war der deutsche Fels, an dem die Macht des ehernen Corsen zerbrechen mußte. Das war der Mann, wie er erforderlich war, um den Bestrebungen und Listen des wälischen Ungeheuers zu begegnen — ein Mann, wie aus Granit gehauen, mit solch' scharfem, durchbringendem Blick, mit solch' klarem, bestimmten, unbeugsamen Willen, mit solch' felsenfestem, unbezwinglichen Gottvertrauen.

Und zu diesem Mann, auf den er gleichsam schon in seinen Schriften geweissagt hatte, sollte er jetzt kommen, an seiner Seite sollte er kämpfen gegen den Erzfeind fürs Vaterland.

Arndt fühlte, wie die göttliche Vorsehung hier sichtbar in sein Leben eingriff und ihn aus seinem ziellosen Umherwandern in eine feste, herrliche Bahn hineinwies, wie ihm jetzt der Platz angewiesen wurde, den er fortan in den Kämpfen der Zukunft einnehmen sollte.

Ob ihm wohl wieder die herrlich aufgehende Sonne am Beene-Ufer einfiel?

Nun war die nächste Frage, um die es sich handelte: „Wie sollte er nach Rußland kommen?“

Arndt besaß wohl einen russischen Paß, aber ein Paß für die österreichischen Lande bis an die russische

Grenze war nicht aufzubringen. Er erwog mit Bruner hin und her, bis man endlich auf einen Ausweg gerieth, der sicher schien, aber auch ebenso gut mißglücken konnte. Doch es mußte Etwas gewagt werden.

Ein kleiner Kaufmann aus Wien, der zur Zeit Schmuggelgeschäfte trieb und dem die Gegend sehr bekannt war, beabsichtigte eine Reise an die russische Grenze nach Brody. Arndt erbot sich, ihn auf der Reise frei zu halten, wenn er ihn als Commis oder Diener auf seinen Paße einschreiben lasse. Dem Schmuggelkaufmann konnte solcher Handel nur vortheilhaft scheinen. Er war sehr zufrieden mit dem Vorschlage. Aber Arndt sollte bald fühlen oder vielmehr sein Geldbeutel, was es heißt, einen Wiener auf der Reise frei zu halten.

Als Arndt zum ersten Mal seinen Reisegefährten sah, dachte er, eine rasche Reise zu thun, woran ihm viel gelegen war, weil er mit Recht fürchtete, daß später in Rußland durch die Vorbereitungen zum Kriege die Straßen zeitweise gesperrt wären. Der Kaufmann war ein kleines, hageres, bewegliches Kerlchen, dem man schon eine rasche Natur und einen entschlossenen Sinn zutrauen durfte.

Doch wie schrecklich hatte sich Arndt getäuscht. In dem hageren Leibe steckte ein ächter, vollständiger Wiener, der vor dem Dufte keines gebratenen Hahns vorbeifahren konnte. In jedem Posthause mußte gefessen, geessen und getrunken werden.

Arndt behielt seinen guten Humor, aber es war oft, um den Humor zu verlieren. Seine Ducaten bekamen Flügel und er spielte in Folge seines Passes eine höchst traurige Rolle.

So fuhren sie in Olmütz im ersten Gasthof an. Der Wiener bestellte flugs ein gutes Mittagessen und vom besten Wein. Zu Arndt sagte er dagegen: „Hier könnte es verdächtig und gefährlich sein, wenn Sie als ein Commis mit zu Tische saßen; bleiben Sie lieber draußen und springen bei den Wagen herum, als wenn Sie was zu thun hätten.“ Und so saß er drinnen anderthalb Stunden an der Wirthstafel und ließ sich's wohl sein, während Arndt im Regen herumspazierte und ein Butterbrod und eine halbe Flasche sauren Wein verzehrte. Am nächsten Tag wollte dem leckeren Schmuggler der Wein nicht munden und er kugelte wie ein üppiger Student eine Flasche nach der andern zum Fenster hinaus, natürlich Alles auf Arndts Kosten. Zur Entschuldigung meinte er: „Dieß hier ist halb polnisches Volk, die muß man kurz anbinden.“

Sein Schmausen und Zechen hatte nun doch ein Gutes. Er verschnarchte den größten Theil der Reise und ließ Arndt Zeit das herrliche Böhmerland, das reiche Mähren und das schöne Galizien ungestört anzusehen. An der russischen Grenze suchte er Arndt noch um ein paar Ducaten zu pressen, indem er vorgab, hier müsse man sich hinüberkaufen. Allein Arndt merkte den

Schwindel, rief ihm Ade zu und zog seinen Paß heraus, worauf hin er von dem Zollbeamten auf das Artigste empfangen wurde. Auf Rath des Zollinspectors, in welchem sich ein Studienfreund seines Bruders entpuppte, reiste Arndt in Gesellschaft eines Grafen von der russischen Gesandtschaft, dessen Durchzug bereits angemeldet war. Es war ein weiter, beschwerlicher Weg von Brody nach Petersburg. Die ungeheure Hitze und die Unzahl von Flöhen, die sie in den einzelnen Quartieren sich mitnahmen, machten die Reise noch unbehaglicher. Oft erreichten die Qualen, die ihnen dieses in Rußland besonders heimische, blutdürstige Insect bereitete, einen solchen Grad, daß sie den Wagen halten ließen, im ersten nächsten Busch sich nackend auszogen und ihre Kleider durchschüttelten.

Sonst bot die Reise manches Interesse. Arndt sah große, bedeutende Städte, wie das glänzende Moskau. Er lernte auch dort den Statthalter Kostopschin kennen, der im folgenden Winter die Stadt so unbarmherzig zusammenbrannte.

Ebenso hatte die Beobachtung von Land und Leuten und der einzelnen Kriegszüge, die ihnen auf der Heerstraße begegneten viel Unterhaltendes. Er sah dort unter den mannigfaltigsten und wechselvollsten Gestalten die verschiedenen russischen Völkerschaaren an sich vorbeimarschiren, Bewohner des Eismeeres und des Urals und solche, die in der Wolga und im schwarzen Meere ihre

Kosse tränkten, schöne Tartaren aus der Kabarda und aus der Krimm, stattliche Kosacken vom Don, Kalmücken mit platten Nasen, bretternen Leibern, schiefen Beinen und schiefen Augen und häßlich, tückisch blickende Baschkiren mit Bogen und Pfeilen. Das Prächtigeste war ein Geschwader Tscherkessischer Reiter in Stahlhemden, mit Stahlmützen und wehenden Federbüschen, schlanke, schöne Menschen und schöne Pferde. Die letzten Tage vor Petersburg wurden indessen die schrecklichsten der ganzen Reise. Arndt fuhr in einem niedrigen Wägelchen, wo man jeden Stoß aus erster Hand empfing, über einen endlosen Knüppeldamm und durch ein unermessliches Menschengewimmel. Wenn die Stöße selbst einen kurzen Schlummer erlaubten, mußte Arndt wach bleiben wegen der Diebe. Er lag wie der Hund des Schatzteufels auf seinem Gute, um nicht ganz ausgeplündert in Petersburg anzukommen.“ Denn so gastfrei die Russen in ihren Häusern sind, so diebisch sind sie auf der Straße.

Arndt war froh, als er in die Burg des Ministers Freiherrn von Stein einfuhr.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Weht Fahnen, weht! Trompeten klingt!
In deutscher Treue alle Brüder,
Hinein: Es kehret Keiner wieder,
Der nicht den Sieg zu Hause bringt.

Arndts Gedichte.

Heil fester Stein von festem Steine!
Heil stolzer, freier, deutscher Mann!
Der in des Ruhmes Sonnenscheine
Vor aller Welt nun leuchten kann!
Zerschmettert liegt die Pöbelrotte,
Zerflogen ist der Knechte Wahn,
Und mit dem alten deutschen Gotte
Geht Ehre auf der Ehrenbahn.

Arndts Gedichte.

Stein empfing Arndt mit leuchtenden Augen und herzlichen Worten.

„Gut, daß Sie da sind,“ sagte er. „Wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen.“ Er behielt ihn sofort zum Mittagessen da und behandelte ihn in so fröhlicher, zärtlicher Weise, daß es Arndt anheimelte bei dem hochgeborenen Reichsfreiherrn, als wäre er ein alter Bekannter des Hauses.

Sie fühlten fast instinktmäßig, wie sie zu einander gehörten, wie Gott sie gleichsam für einander geschaffen hatte, daß sie sich gegenseitig ergänzten in dem großen Werke deutscher Freiheit.

In Beiden, in dem Enkel der uralten fränkischen Reichsritter von der Lahn sowohl, als dem pommerischen Bauernsohne von der Ostsee brannte die gleiche Liebe und der gleiche Haß: Die heiße Liebe für das deutsche Vaterland und der grimmige Haß gegen Napoleon. Beide waren Männer voll hohen Muthes und unbezwinglicher Thatkraft, voll heiligen Zornes gegen alles Gemeine, Niedrige, Wälsche und voll feuriger Begeisterung für alles Hohe, Edle und Deutsche. Und wie sie deutsch dachten und fühlten, überhaupt deutsche Männer waren im vollen Sinne des Wortes, so besaßen beide auch den echt deutschen frommen Sinn und die echt deutsche Glaubensfreudigkeit. Frömmigkeit und Glaube sind unzertrennlich von deutscher Art, Sitte und Gesinnung.

Im Wirkungskreise gingen dagegen Beide stracks auseinander. Stein war Staatsmann, Arndt war Volksmann.

Stein hatte das feine, sichere Auftreten des Edelmannes, war geistreich, schlagfertig, witzig, mit großartigem Blick für alle staatlichen Verhältnisse, dabei oft scharf, schneidend, schroff, unzugänglich. Arndt jedoch hatte eine bäuerisch schallende Stimme, edliges Benehmen

und edige Worte, aber er lebte und liebte mit dem Volk. Er verstand sein Weh und seine Freude. Er sprach seine Sprache und sang ihm seine Lieder. Stein hatte die Aufgabe die Fürsten und Großen der Erde vorwärts zu drängen, ihnen Muth und großartige Gedanken in die Seele zu gießen; Arndt hingegen war bestimmt durch Lied und Wort den Flammeneifer für's Vaterland, die heilige Begeisterung und den gläubigen Opfermuth in den Herzen des Volkes zu wecken. Das war ihr Gemeinsames und ihr Trennendes. Und so ergänzten sich Beide, wie Fürst und Volk, in diesem heiligen Kampfe. Stein, der Nichts außer Acht ließ, hatte schon längst das Bedürfniß eines solchen Volksmannes gefühlt. Als er Arndts Bücher las, mußte er, wer der Mann sein müsse. Und jetzt, da er ihn hatte, hielt er ihn fest. Er bezahlte ihm seine Reisekosten und nahm ihn förmlich im Namen Kaiser Alexanders in Dienst.

Arndt verpflichtete sich nur, in seiner alten Weise fortzufahren durch Lieder und Schriften das Volk wachzurufen. Dabei machte er öfters den Sekretär Steins, der ihn mit unbedingtem Vertrauen in seine ganze bedeutende Thätigkeit und seinen geheimen Briefwechsel mit England und Oesterreich hineinschauen ließ.

Ebenso nahm Stein Arndt mit in die vornehmsten und höchsten Kreise und Gesellschaften. Dort sollte die Begeisterung für den Kampf um die Freiheit aufrecht erhalten werde. Stein und Arndt aber waren treffliche

Schürer und Kämpfer für die deutsche Sache. Mit Kaiser Alexander verkehrte allerdings Stein allein und mußte bei diesem schwachen, wetterwendischen Fürsten oft Blasebalg und Schmied zugleich sein.

Wie oft hat er Alexanders Kampfesfeuer, das vor den Siegen Napoleons erlöschen wollte, wieder frisch anblasen müssen; wie oft hat er den durch die Niederlagen seiner Heere weich und mürbe werdenden mit seinem stahlharten Wesen wieder fest und hartgehämmert!

Napoleon hatte den Kriegszug gegen Rußland mit nie gesehener Macht und Pracht eröffnet. Es war eine wahre Völkerwanderung nach Osten. Er war seines Sieges so gewiß, daß er in die Kriegsankündigung schrieb: „Ein unvermeidliches Schicksal reißt Rußland mit sich fort. Des Schicksals Wille muß erfüllt werden.“

„Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten“ und „Wer da meint, er stehe, soll ja zusehen, daß er nicht falle,“ heißt es. Und wann ist der gottvergessene Napoleon jemals seinem Falle näher gewesen, als damals, da er in frevelndem Hochmuth jene vermessenen Worte schrieb? Aber ahnungslos dringt er hinein in die weiten Steppen jenes Riesenreiches, das russische Heer vor sich hintreibend und nach Paris einen Siegesbericht nach dem andern schickend. Er verläßt sich auf sein Glück und den schwachen Kaiser Alexander. Aber siehe da, das Glück hält nicht aus. Moskau, wohin er sich längst gesehnt, wo er seine Winterquartiere aufschlagen wollte — Moskau

brennt. Fern, fern von der Heimath mitten im feindlichen Lande ist er ohne Schutz den Angriffen feindlicher Schaaren fortwährend ausgesetzt. Und der Winter, der schreckliche russische Winter naht. Und siehe da, der schwache Kaiser Alexander ist stark und fest. In entscheidender Stunde hämmert der stahlbeste Stein auf ihn los. Friede verlangt Napoleon von Alexander. Friede ist jetzt noch seine einzige Hoffnung. Wenn er Friede erlangt, ist sein Heer gerettet, kann er im nächsten Frühjahre wieder den Krieg eröffnen. Allein Alexander, durch Stein gehalten, verweigert den Frieden. Und so muß Napoleon rückwärts, die verödete, ausgeplünderte und ausgefogene Straße rückwärts. Ein schrecklicher Gedanke! Selbst der eiserne Mann von Korsika erstarrte vor diesem Gedanken.

Ihm wurde zu Muth wie dem gottlosen Könige Belsazar, von dem beim Propheten Daniel geschrieben steht, wie ihm mitten im Trinkgelage eine Riesenhand sein Todesurtheil an die weißgetünchte Wand hinschrieb.

Napoleon war auch im Brande Moskaus mit Flamchrift sein „mene, mene, tekelpkarsin“ hingeschrieben worden. Im Gerichte Gottes hatte es geheißen: „Gewogen, gewogen und zu leicht gefunden.“ Wie von den Machegeistern der Hölle gepeitscht, jagte er im leichten Schlitten mit Pelzen gut verpackt durch die Schneefelder Rußlands, durch Deutschland nach Paris. Und hinter ihm drein brauste sein verlassenes, dem Verderben ge-

weihetes Heer, mit dem er Schicksal hatte spielen wollen, umtozt von Kosacken, Wölfen und Schneestürmen. Eine ungeheure Leichenstraße bezeichnete seine Bahn. Von 600000 Mann herrlicher Truppen erreichten nur 20000 halbtodte Krüppel die deutsche Grenze. Aber, wie die Flammen Moskaus dem übermüthigen Bonaparte ein Gerichtszeichen waren göttlichen Zornes, so waren sie den armen Verbannten in Petersburg ein Hoffnungszeichen göttlicher Liebe, daß die Stunde der Rettung geschlagen habe.

Nicht lange hinter dem flüchtigen Heere drein fuhr ein anderer Schlitten die Leichenstraße nach Deutschland. Er hatte ebenso große Eile. Aber er wurde nicht gepeitscht von den Geistern des Schreckens und der Finsterniß, sondern er wurde beflügelt durch helle, freudige Hoffnung.

In dem Schlitten saßen Stein und Arndt.

In ihren Herzen und Köpfen brausten und gährten neue große Entwürfe.

Sie führen dahin, um dem geknechteten Vaterlande die Freiheit zu bringen.

Der Gott der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Söbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,

Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestünde bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.
Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle Mann für Mann
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!
Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut,
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

So sehr aber die Herzen der treuen Männer jubelten über die hellere Zukunft, die sich für Deutschland zu öffnen schien, so sehr wurden sie ergriffen von den greulichen Spuren des Verderbens, das über die große Armee auf ihrem Rückzuge hereingebrochen war. Ihr Weg ging mitten auf der allgemeinen Leichenstraße. Bald rollte ihr Schlitten über einen menschlichen Leichnam,

bald starrten Leichen von rechts und links sie an, abwechselnd mit todtten Pferden, Trümmern von Kanonenlafetten und im Schnee festgefrorener Karren und Wagen. So ging's durch eisige Felder und über gefrorene Sümpfe, hin und wieder durch Tannen- und Birkenwälder. Was von Häusern und Wohnungen übrig war, waren nur einzelne, schlechte, dachlose, angebrannte Gerippe. Raben flogen und krächzten und Wölfe heulten ein grauliches Konzert darüber hin. Besonders schaurig waren die Nächte, wo der Mond und die Sterne auf den grausen, kalten Jammer herabschauten.

Den schrecklichsten Jammer sahen sie jedoch in Wilna, der ersten polnischen Stadt, die sie erreichten. Und wenn noch Raum war in ihrem Herzen für neuen Zorn und Entriistung gegen den selbstsüchtigen Tyrannen, haben sie ihn dort empfunden.

Arndt erzählt: „Als ich dem Stadtthor näher kam, begegneten mir fünfzig, sechzig Schlitten, alle voll Leichen, die man aus den Spitälern und von den öffentlichen Plätzen wegräumte. Sie wurden gefahren wie man dürres Zaunholz fährt und waren von Frost erstarrt und dürr wie Zaunholz. Es war ein jammervoller Anblick, Menschenleiber, die einst mit Liebe und Freude bei ihrer Geburt begrüßt, die dann mit Liebe genährt und erzogen und endlich in der Blüthe des Lebens durch einen wilden Eroberer von ihren Eltern und Gefreundten weggerissen wurden, ohne alle Zucht mit an der Erde hin-

schladernden Köpfen und gen Himmel stehenden Beinen fortschleifen zu sehen.“ Als er später in eine Klosterkirche hineinschaute, sah er Leichen auf Leichen gethürmt an einigen Stellen so hoch, daß sie, bis an das Fenster des zweiten Stockwerks ragten. In dem ganzen, weiten Gebäude war kein Mensch. Nur ein Hund schnoberte an einer Thüre.

Es gab so viel Leichen in Wilna, daß selbst ihr Schlitten auf einem in seiner vollen Montur unter Mist und Stroh niedergetretenen Franzosen stand.

Doch hinweg von der Stätte der Verwesung und Vernichtung zu der Stätte, wo neues, junges Leben erwacht, wo die Morgenröthe deutscher Freiheit leuchtend aufgeht. Königsberg war jene Stätte, von wo der erste Schein des jungen Tages dem übrigen Deutschland kund werden sollte. Dorthin hatten sich Stein und Arndt gewandt. Dort stand auch der Held York, der Mann fest und starr wie gehärtetes Eisen, der den kühnen Entschheidungsschritt gethan, wodurch Preußen statt Bundesgenosse, Frankreichs Feind ward. Dort sammelten sich die Edelsten des Volkes, Alles, was deutsch fühlte und und deutsch dachte, drängte sich um Stein, als ihren Mittelpunkt.

Es waren wunderbar bewegte Zeiten, freudig und doch wieder bang, denn man wußte ja nicht, was der Tag bringen würde, voll fröhlicher Hoffnung und doch wieder voll geheimen Bebens. Es sind das die Zeiten

der ersten Liebe und der ersten Begeisterung, die man nie wieder vergessen kann, wo sich die Menschenherzen finden und unauflöslich aneinander schließen. Damals hat Arndt sein berühmtestes Lied, das zu unserm Nationallied geworden: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ gedichtet, dessen endliche Erfüllung erst in unseren Tagen eingetreten ist. Wie die Sonne bei ihrem Aufgange über das Firmament hinblitz und leuchtet, so blitzte und leuchtete es in dem jung gewordenen Herzen Arndts. Und wenn die Andern Schwerter schärften und sie dem sich erhebenden Volke in die Faust drückten, so schuf er Bücher mit kühnem und frommem Muth, um sie in das Herz der deutschen Krieger einzupflanzen.

So schrieb er ein Büchlein über Landwehr und Landsturm, das in wenig Monaten über ganz Deutschland hinslog, worin er zur Volksbewaffnung aufrief und das Wesen der Landwehr und des Landsturmes entwickelte.

Dann gab er den Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann heraus, worin gelehret wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll.

Arndt wußte recht wohl, daß nur ein frommer Mann ein muthiger Mann, ein deutscher Mann sein konnte. Darum hat er auch dieses Buch ganz im Geiste und in der Sprache der Schrift geschrieben. Er sagt selbst: „Der Soldat soll ein Christ sein; er soll es tief

in seinem Herzen empfinden und glauben, daß über ihm und seinem Schicksale ein heiliges Wesen waltet, das zu seiner Zeit einem Jeglichen geben wird, was seine Thaten verdient haben.“

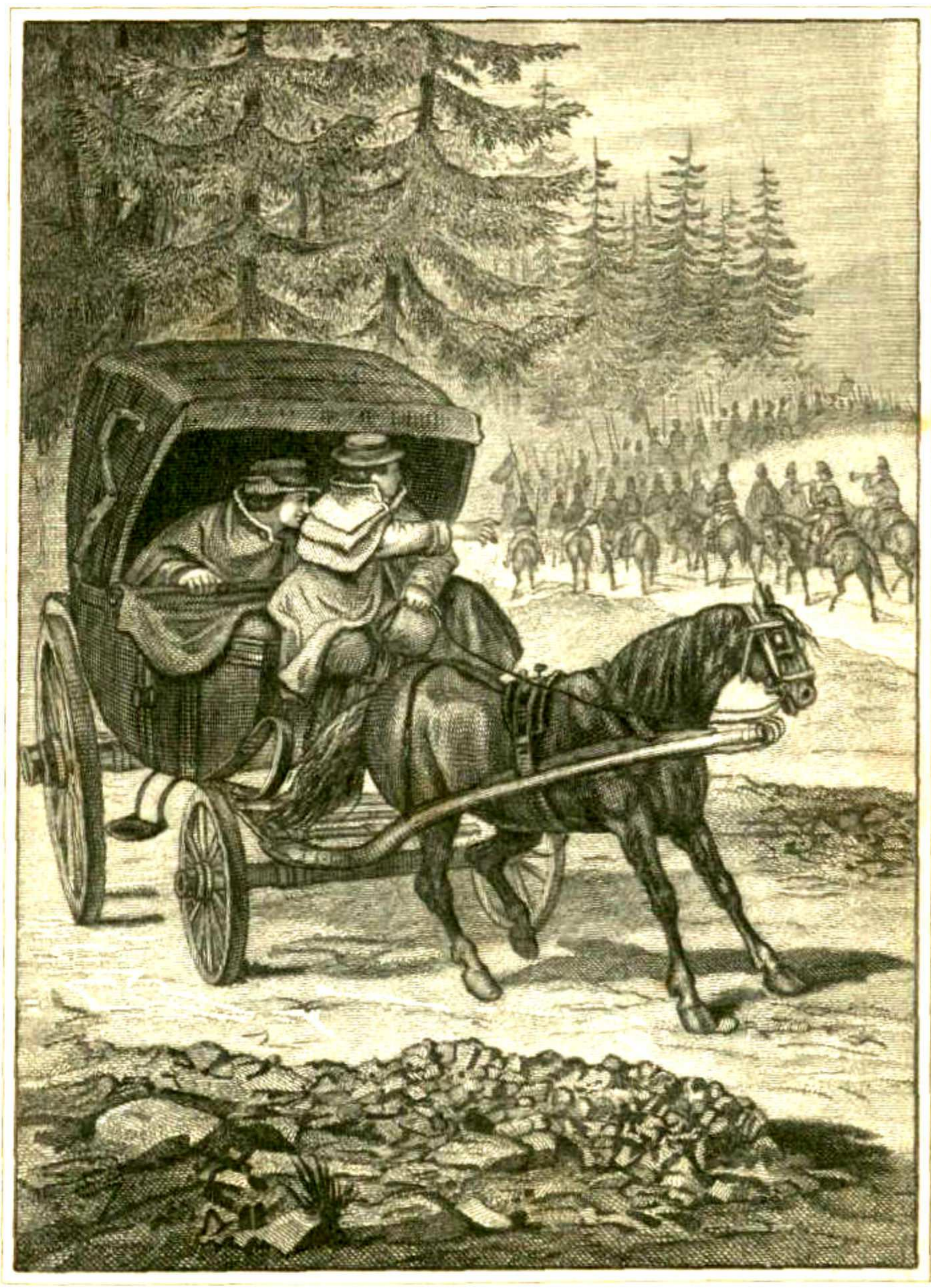
„Ein frommer und gläubiger Mann hat das rechte Panzerhemd um die Brust gelegt und die rechten Waffen angethan: das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feste Gewissen in einer treuen Brust.“

„Auf denn, redlicher Deutscher, bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Muth.“ Es war ein wunderbar gesegnetes Büchlein, das weite Verbreitung fand, und manchen jungen Krieger zum Kampf für's Vaterland begeistert hat und manchem Todtunden Trost spendete in seiner letzten, schweren Stunde.

Im Frühling verließ Arndt Königsberg. Er reiste Stein nach, der nach Kalisch und Breslau vorausgeeilt war, um bei der Zusammenkunft Kaiser Alexanders von Rußland und König Wilhelms III. von Preußen gegenwärtig zu sein.

Jetzt hieß es vorwärts, jetzt galt es, daß Alles in Fluß komme, jetzt mußte sich das Bündniß der Fürsten und die Begeisterung des Volkes bewähren. Denn Napoleon eilte in Silmärschen heran.

Mit beispielloser Thatkraft und Umsicht hatte derselbe ein neues Heer gesammelt und vermochte die Verbündeten mit überlegenen Streitkräften anzugreifen.



Besonders sollte nach seiner Absicht es das kleine Preußen fühlen, das er der Treulosigkeit bezüchtigte und des Abfalls zur Zeit der Noth. Aber Preußens König war auch nicht müßig gewesen. Er hatte den Aufruf an sein Volk erlassen, und die Begeisterung, mit der sein Volk zu den Waffen griff, hatte dem zögernden König die letzten Bedenklichkeiten hinweggenommen.

Es erfolgte die offene Kriegserklärung an Frankreich und die Errichtung des Ordens des eisernen Kreuzes.

In Preußen war eine große, herrliche Zeit angebrochen, eine Zeit der edelsten Opferfreudigkeit und der reinsten Hingabe fürs Vaterland, eine Zeit so hochherzig und großartig, wie sie vielleicht nie wiederkehrt.

Von Berlin und der Mark erfolgte eine wahre Völkerwanderung nach Schlesien, wo der König sein Heer zusammenzog. Alles wollte unter die Waffen. Die Universitäten lösten sich auf. Studenten und Professoren ergriffen zusammen die Wehr. Der Landmann verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstatt, der Kaufmann sein Geschäft. Sechzehnjährige Jünglinge und fünfzigjährige Männer stellten sich zur Verfügung.

Der Unterschied der Stände schien vergessen. Der Prinz diente neben dem Bauer, die Selbstsucht schwieg. Es gab nur ein Gefühl, die Liebe zum Vaterlande und nur einen Gedanken, das Vaterland zu befreien. Väter und Mütter, Bräute und Verwandte waren stolz darauf ihre Söhne und Angehörigen im heiligen Kampf zu

wissen. Jeder Ort wurde zur kriegerischen Werkstatt, das ganze Land zum Kriegslager.

Arndt kam schon auf der Reise recht das Bewußtsein, welchen Umschwung die ganze Weltlage genommen hatte.

Er saß in seiner Chaise und nickte im Halbschlummer, denn er war die Nacht durchgefahen. Siehe, da schmetterten ihn plötzlich Trompeten aus seinem dämmernden Traumzustande heraus. Er rieb sich die Augen. Die Morgenröthe leuchtete ihm ins Gesicht. Er fuhr gerade aus einem großen Tannenwalde ins Blachfeld hinaus. Siehe, da zogen auf einem Querwege ein paar russische Regimente Husaren und Kosaken mit fliegenden Fahnen vorüber, so daß er wohl an zehn Minuten still halten und Leute und Gegend betrachten mußte. Auf einmal flog wie ein Blitz durch seine Seele: Hier an derselben Stelle, hier vor dem Tannenwalde und in eben solcher morgenlicher Stunde hatte er vor einem Jahre französische Reiter nach Rußland ziehen sehen, und jetzt zogen hier russische Regimente, um mit Deutschland für die Freiheit zu kämpfen. Welche Wandlung der Dinge durch Gottes Fügung!

Wie freudig begrüßte er jetzt das Morgenroth als den Widerschein des Morgenroths der aufgehenden Freiheit.

Aber, als er nach Breslau, Dresden und Berlin kam, schlugen ihm die hellen Flammen der Begeisterung entgegen. Er traf fast alle seine Freunde und Bekannten

im Kriegsrock. Sie reichten ihm freudig bewegt die Hände. Eine ihm völlig unbekannte schöne Jungfrau, die Tochter des Leibarztes Hufeland von Berlin, drückte ihm zur Begrüßung einen herzhaften Kuß auf die Lippen.

Solches Wogen und Treiben war für Arndt die helle Lust. Jetzt waren endlich die Zeiten der Erfüllung angebrochen, wonach so lange sein Herz sich gesehnt und gestrebt hatte. Er lebte doppelt in dieser Zeit. Er schwamm hoch oben auf den Wogen der Begeisterung.

Aber als die Trompeten zum Angriff bliesen und die ersten Kanonen brumnten, da glühete und flammte er. Der Schlachtendonner fand ein lebendiges Echo in seinem feurigen Dichterherzen. Und wenn er auch nicht mit in den Reihen der Krieger kämpfte, sondern in Reichenbach im Nachtwächterhäuschen auf der bröcklichten Stadtmauer saß — denn dort hatte er vor dem Gedränge der Fürsten und Herren sein Logis aufschlagen müssen — so war er doch mit ganzer Seele mitten im Kampfe. Wie laut rief er: „Hier ist Gottes Finger!“ als der alte, hartnäckige Zauderer, der russische Feldmarschall Kutusow plötzlich starb, der durch seine Widerwilligkeit und langsames Wesen das Verderben des ganzen Feldzugs hätte werden können. Wie bang wurde es ihm ums Herz, als sich die Verbündeten noch einmal von Napoleon über-
tölpeln ließen und einen thörichten Waffenstillstand eingingen. Wie trauert er um seinen Scharnhorst, der, als es kaum zu tagen beginnt, schon seiner in der Schlacht

bei Lüzen empfangenen Wunde erliegen mußte. Wie rührend verherrlicht er ihn als den Ehrenboten, gesandt nach den hohen Himmelsräumen, um Botschaft zu bringen vom Erdenrund.

Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen;
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch, das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an.

Mit freudigem Auge hinwieder folgt Arndt nach abgelaufenem Waffenstillstand der Siegesbahn Blüchers:

Bei Lüzen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Wälschen der Athem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

Am Wasser der Raßbach er's auch hat bewährt,
Da hat er die Franzosen, das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab.

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze und Burg,
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
Hinterdrein ließ erklingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach den Franzosen das Glück und die Macht,
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Aber Arndt war nicht bloß ein begeisterter Zuschauer, er schickte auch Kämpfer ins Feld. Das waren allerdings leicht beschwingte Kämpfer, wie sie eben ein Federheld schicken kann: seine Gedichte und Flugschriften. Wer jedoch weiß, was ein rechtes Wort zur rechten Zeit für Wirkung thut, der weiß auch, wie wacker die begeisterten Worte Arndts in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger mitgekämpft haben.

Als größeres Werk erschien damals Geist der Zeit III, worin er das deutsche Volk in dieser Art anredet:

„Soll ich dir sagen, was dich erlösen kann? Nichts, als der Glaube an Gott, der Glaube an deine Väter, der Glaube an deutsche Redlichkeit und die gemeinsame Liebe und Treue für das Vaterland. Fühle Gott wieder, in ihm fühlst du die Ehren und Würden der Väter, erkenne, daß nur Eintracht dich retten kann, vertilge den Haß, welcher den einen Deutschen wider den Andern entzweit, hänge dich nicht an das Kleine, Einzelne, Elendige, sieh nicht auf besondere Rücksichten, Vortheile und Verhältnisse, vereinige deine Kräfte gegen die Dränger, scheide das Fremde aus dem Eigenen, küsse nicht den Wolf, der dich zerreißen, lecke nicht dem Tiger die Klauen, der dich verschlingt, ermanne

dich, verfluche und verbanne aus dir die französische Sitte und Mode und die lüsterne, leichtfertige Sprache, verfluche und verbanne aus dir alle Schmeichler und Verkünder für Bonaparte und die Franzosen, vertilge die Buben und Verräther, wie man Otterngezüchte vertilgt, kurz, hasse deine Peiniger und Schänder, führe heißen, blutigen Krieg gegen die Ueberzieher.

Gott und Vaterland sei das Feldgeschrei, darum rufe: Zusammen! zusammen! für Recht und Freiheit! für Gott und das Volk! zu den Waffen! zu den Waffen! gegen die Wälschen! die Tyrannen!

Diesen Klang laß in deinen Thälern und Bergen, laß vor Thüren und Fenstern ertönen und versammle deine tapfere Jugend unter den Fahnen der Einmüthigkeit und Gottseligkeit."

Gottseligkeit und Glaube bleiben Arndt die Grundpfeiler, worauf ihm sich deutscher Muth, deutsche Freiheit und deutsche Größe aufbaut. So singt er damals:

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wenn Alles bricht, er zaget nicht:
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig wahr und frei;
Denn diese Wehr bricht nimmermehr,
Sie bricht kein Mensch entzwei.

Dies ist der Mann, der streiten kann
Für Weib und liebes Kind;
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust
Und ihre That wird Wind.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er laßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

Währenddessen war auf Leipzigs Feldern Napoleons Glück und Macht zusammengestürzt. Er selbst war mit den Resten seines Heeres in blinder Hast über den Rhein geflüchtet.

Da hielt es Arndt nicht länger in Reichenbach. Er mußte selbst sehen, wo die Tapferen geblutet hatten für das Vaterland. Er mußte das ewig denkwürdige Leipzig begrüßen:

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheineth der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen,
Die Leipziger Schlacht.

Stein reiste den Fürsten nach Frankfurt nach. Arndt blieb noch zwei Monate in Leipzig und trieb seine „buchlichen Künste“, wie er sie nennt.

Dort mitten unter den frischen, blutigen Denkmälern deutscher Treue und Vaterlandsliebe, ließ er wieder eine Schrift vom Stapel laufen, die wieder einmal den Nagel recht auf den Kopf trifft und die man gerade in unserer Zeit wieder lesen muß. Man wird sie nicht aus der Hand legen, ohne zu gestehen: „In dem Mann war prophetischer Geist.“

In Frankfurt saßen die Fürsten und wollten nicht über den Rhein. Von des falschen Metternichs Künsten und Kniffen bestrickt, beschlossen sie, Napoleon die Rheingrenze zu lassen, da rief Arndt von dem mit deutschen Blut getränkten Leipzig aus mit Donnerstimme:

Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze!

So lautet nämlich der Titel, seiner Schrift. Aber gewaltig, wie der Titel, ist auch der Inhalt des Buches.

„Der Rhein, Frankreichs natürliche Grenze,“ ist nicht ein neues Lösungswort unsrer Tage, sondern ein altes, längst gejungenes Lied.

Der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, bewies schon Sully im Jahre 1600 und 1610. Der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, rief Richelieu in den Jahren 1625 und 1635. Der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze erklärte der Graf d'Alvaux

in den Jahren 1640 zu Münster in den heiligen Orten, wo Hermann der Cherusker den Römern weiland andere Erklärungen gegeben hatte; Der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, klangen in den Jahren 1670 bis 1700 Louvois und Colberts Reden im Staatsrath Ludwig des Bierzehnten und sangen die Hofpoeten Boileau und Rouien im Vorzimmer. Der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, schrieen die Ungeheuer an der Seine vom Jahre 1790 bis 1800. Der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, sang Thiers 1840 das alte Lied in neuer Weise. Der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, sangen die Höflinge des dritten Napoleon, bis sie ihren Herrn und Meister von Thron und Reich hinausgefungen hatten.

Diesen frechen Anmaßungen gegenüber fragt Arndt: Was sind die Naturgrenzen eines Volkes? Er antwortet: Die einzige, gültige Naturgrenze macht die Sprache. Nach der Erfahrung machen auch Gebirge und Meere Naturgrenzen. Ströme sind es nie gewesen und können es nie werden.

Ströme fließen in der Regel durch fruchtbare Ebenen, wo die meisten Menschen wohnen, die reichsten Felder prangen, die fettesten Heerden weiden. Was hindert ein glückliches Volk Brücken über den Strom zu schlagen, Fähren beständig hinüber und herüberfahren zu lassen und selbst alle Tage in großen Haufen zu Ge-

schäften oder zu Festen von einem Ufer auf das Andere zu gehen?

Selbst im Kriege gibt ein Strom nur künstlich eine Vertheidigungsgrenze, wenn er mit Festungen besetzt ist; eine solche Kunstgrenze kann man anderswo machen. Darum müssen die beiden Ufer des Rheines und die umliegenden Lande deutsch sein, wie sie waren; die entwendeten Lande müssen dem Vaterlande wieder erobert werden. Ohne den Rhein kann die deutsche Freiheit nicht bestehen. Dafür sprachen das Recht, die Politik, die Ehre und die Treue des deutschen Namens. Arnolds deutsche Grenze gegen Frankreich geht in gerader Linie von Dunkerken südlich unter Maas und Luxemburg hin, läuft von da auf Saarlouis, dann folgt sie längs der Saar und dem Vogesus der deutschen Zunge bis Mömpelgard und zieht sich von da auf die Rheinbucht bis Basel. Das Recht beweist, daß von Anfang an deutsche Stämme diese Länder besessen haben und daß sie durch Unrecht von Deutschland losgerissen worden sind.

Die Politik verlangt, daß Deutschland durch den Besitz des Rheins und der gesammten Rheinlande gestärkt werde gegen Frankreich. Der Rhein ist ein vorgebeugtes Knie, das Frankreich, wenn es ihm gefällt, auf Deutschlands Nacken setzen und womit es dasselbe erwürgen kann.

Das Franzosenvolk ist ein Eroberervolk. Nie werden

die Nachbarn Ruhe vor ihnen haben. Hat Frankreich aber den Rhein, so liegt ihm alles Land offen bis zur Elbe.

Die Ehre gebietet, daß Deutschland zwar nie nach Eroberungen streben soll, aber auch nimmer leiden darf, daß man auch nur ein Dorf von seinen Grenzen abreiße. Die Treue endlich ruft: „Wie, ihr deutschen Fürsten und Völker, das könnet ihr? das wollet ihr? eure Brüder wollet ihr so leichtsinnig und herzlos verlassen als den Raub eines fremden Volkes und fremder Sprachen, Sitten und Geseze, die ihnen sonst die verhaßtesten waren? O nein! nein! das wollet ihr nicht, das könnet ihr nicht wollen. Wahrlich die Gebeine eurer Väter würden sich in ihren Gräbern umkehren und wehe! wehe! rufen über euch und das Vaterland, das ihr verlasset!“ Diese eindringenden Worte haben doch den Fürsten an die Herzen gepocht und haben gewiß dazu beigetragen, daß nun endlich Blücher an drei Stellen zu Mannheim, Raab und Coblenz über den Rhein ging. Sie haben aber auch dem deutschen Volk im Gewissen gelegen, bis sie zur ganzen Wahrheit geworden sind und man jetzt mit vollem Rechte sagen kann: Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.

Damals wurde zum großen Schmerze Arndts nur ein Halbwerk ausgeführt. Er war von Leipzig an den Rhein geeilt. Jubelnd verfolgte er aus der Ferne den Siegesgang der deutschen Heere und jauchzte mit, als die Nachricht kam vom Einzug der Verbündeten in Paris.

Aber als nun die Zugeständnisse laut wurden, die man Frankreich machte, seufzte sein deutsches Herz tief auf.

Arndt weilte damals gerade in Straßburg und hatte den Münster erstiegen. Wehmüthig schaute er hinunter auf die alt ehrwürdige, deutsche Reichsstadt und das herrliche, reiche Elsaß mit seinen echt deutschen Bewohnern, die nun wieder auf, wer weiß wie lange Zeit, französisch werden sollten. Hat er damals vielleicht schon im Geiste geschaut, wie nach sechzig Jahren unzählige Schaaren aus den vereinten deutschen Stämmen über den Rhein herüberkommen würden, um das damalige halbe Werk ganz zu machen?

Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben.

Arndts Gedichte.

Das Friedenswerk, das dem heißen Kampfe folgte zuerst in Paris, dann auf dem Congreß zu Wien und zuletzt nach der Schlacht bei Waterloo wieder in Paris, war und blieb ein Halbwerk.

Zerstückelung Deutschlands, kein starkes Preußen. Im Uebrigen mochte es werden, wie es wollte.

Dieses Ziel wurde denn auch erreicht. Preußen, das die Hauptsache gethan hatte bei dem Feldzuge, wurde nur gering entschädigt und erhielt eine unnatürliche Gestalt mit den ausgedehntesten Grenzen. Deutschland blieb getheilt und schwach, während Frankreich, von dem alles Unheil drohete, fast am Besten wegkam und keineswegs an Stärke verlor.

So wurde in diesem thörichten, ungerechten Friedensschlusse der Grund zu künftigen Zerwürfnissen gelegt.

Auch Kaiser Alexander von Rußland hat treulich mitgeholfen zum Schaden Deutschlands und Preußens zu wirken. Er hatte sich völlig dem heilsamen Einfluß Steins entzogen und war ganz in den Händen der schmeichlerischen Franzosen und des ihn vergötternden Paris. Arndt sang damals:

Fuchszeit ist jetzt.
Wedelnder Schwanz
Wirbt sich zuletzt
Streichelnd den Kranz,
Schmeicheln und Heucheln
Bübeln und meucheln
Mußt du verstehen,
Wenn du willst stehen
Bordest im Tanz.

„O Friede, schöner Friede
Wie bist du ehrensiech!
Ist das der Schluß vom Liede?
Viel besser wäre Krieg.“

ruft Arndt entrüstet aus. Wenn man damals die Gedanken Arndts, die er in verschiedenen Schriften niederlegte, und den Vorschlägen Steins gefolgt hätte, der Krieg von 1866, 1870 und 1871 wäre unnöthig geworden und soviel tausend Kämpfer, deren Gebeine jetzt bleichen im fremden Lande, wären dem Vaterland und ihren Familien erhalten geblieben.

Die Jahre 1866 und 1870 mußten wieder gut machen, was man 1814 und 1815 schlecht gemacht hatte; sie mußten vollenden, was damals nicht fertig geworden war, obwohl man es hätte fertig machen können. Wer war denn schuld, daß es nicht fertig wurde?

Das waren die fremden Mächte, die gewohnt waren, sich stets in die deutschen Angelegenheiten einzumischen.

Bei dem letzten Friedensschluß zu Versailles hat sie Graf Bismarck zum ersten Mal zu ihrem großen Aerger ausgeschlossen. Diese fremden Mächte haben stets an dem Verderben Deutschlands gearbeitet. Die Zerstückelung und Uneinigkeit unseres Vaterlandes war ihr Hauptaugenmerk, sowie Oesterreichs Hauptstreben: kein starkes Preußen.

Und so wurden sie einig, die fremden Mächte und Oesterreich. Das Lösungswort beim Friedenswerk war:

Allein noch ein Halbwerk wurde damals gethan, das auch seine bösen Folgen haben sollte. Man hatte in der höchsten Noth und Bedrängniß des Vaterlandes sich an das Volk gewandt, und das Volk hatte freudig in dem Krieg Gut und Blut geopfert. Zur Anerkennung dieser Opferfreudigkeit waren dem Volke mancherlei Versprechungen gemacht und verschiedene Zugeständnisse und Freiheiten in Aussicht gestellt worden.

Was man in der Noth versprochen hatte, mußte man nach dem Siege halten.

Aber die ganze politische Weltanschauung wurde durch den französischen Talleyrand und den österreichischen Metternich in falsche Bahnen gelenkt. Und es war, als ob der Lügengeist auch über die Ehrlichsten und Besten Macht bekommen sollte. Selbst an dem preußischen Hofe kamen falsche Rathgeber und solche Creaturen, die sich in solchen Zeiten Wichtigkeit zu geben wissen, zu Macht und Einfluß.

Man gewährte nur halb und zögernd und zog mit der andern Hand das Gewährte wieder zurück. Dadurch ward das Volk mißtrauisch. Aber die studirende Jugend auf den Universitäten schäumte über vor Zorn und Ent-rüstung, daß man für das reichlich verschwendete Blut so kärglich dankte und für alle treue Hingabe Nichts übrig hatte.

Troßdem geschah nichts Erhebliches. Es wurden nur hin und wieder unschädliche Reden gehalten und begei-

fierte Vaterlandslieder gesungen. Aber an den Höfen träumte man schon von Aufständen, Revolutionen, Bürgerkrieg. Die Wichtigmacher hatten gute Zeit.

Da geschah eine blutige That, die plötzlich die ganze Geschichte in ein gefährliches Licht setzte und den Wichtigmachern Recht gab. Der als Dichter bekannte, als Mensch höchst verdächtige Rozebue fiel durch Meuchelmord. Ein Jenaer Student erstach ihn in seiner Wohnung in Mannheim.

Es war das die verblendete That eines Einzelnen. Bei der Verurtheilung des Einzelnen hätte man es lassen können. Aber nein! jetzt brach eine allgemeine Verfolgung gegen die Universitäten los. Der Mord Rozebue's gab die äußere Veranlassung.

Wenn nun edle, scharfblickende Männer die Untersuchung geleitet hätten, hätte sich bald die ganze Sache in ihrer Bedeutungslosigkeit dargestellt. Aber unedle, ungebildete Menschen, die gern im Trüben fischten, bemächtigten sich der Angelegenheit und richteten unsägliches Unheil unter der damaligen studirenden Jugend an.

In dieser Zeit des Mißtrauens und der Verfolgung hatte auch Arndt seine laute Stimme erhoben. Er hatte nicht zu schweigen vermocht, da das Volk seine theuer erkauften Rechte einbüßen sollte. Dazu war seine Art zu kühn und schlug sein Herz zu warm.

In dem Geist der Zeit IV. sprach er freimüthig

seine Ansichten aus und stimmte das „Vorwärts“ der
Freiheitskriege an:

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Deutschlands treuster, bester Degen,
Und auf schlüpfrig blut'gen Wegen
Schritt der alte Held so sicher.

Vorwärts! Vorwärts! hatt's geklungen,
Von der Oder bis zur Seine,
Und die wälsche Mordhyäne
Hat der alte Held bezwungen.

Vorwärts! drum soll mir's auch klingen,
Vorwärts! will ich mir auch wählen,
Vorwärts! Klang der stolzen Seelen,
Soll auch mir zum Sieg gelingen.

Rückwärts klingt ein Klang der Hölle,
Schlechter Klang und schlechtes Zeichen,
Vorob Muth und Lust erbleichen
Und erstarrt des Herzens Welle.

Rückwärts schleichen Satans Schliche,
Wenn er Seelen meint zu fangen,
Rückwärts schleichen feige Schlangen,
Wenn sie lauschen Todesstiche.

Rückwärts tasten Krebsescheeren
Für den Mord und Spinnensfüße,
Wenn im lustigen Verließe
Sie die Fliegen winseln hören.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher
Vorwärts! klinget frisch und freudig
Vorwärts! hauet scharf und schneidig
Vorwärts! schreitet kühn und sicher.

Arndt war kein Democrat oder Aufwiegler. Dazu war er viel zu deutsch, zu treu und fromm. Er hielt fest an Gottes Wort und Gottes Gebot: „Seid unterthan der Obrigkeit.“

Dem preußischen Königshause war er besonders zugehan. Auf dasselbe setzte er großes Vertrauen und große Hoffnung, wie er denn in seiner prophetischen Weise stets Preußen eine große Zukunft voraussagte.

Aber er mußte offen und ehrlich aussprechen können, was er für Wahrheit und Recht hielt. So hatte er es gehalten in seinem Kampf für die Leibeignen, so hatte er es gehalten in seinem Kampf gegen Napoleon und so hielt er es jetzt. Diesmal sollte er jedoch nicht so gut durchkommen.

Man hätte allerdings die Art und die Verdienste des Mannes bedenken sollen. Seine Freunde sprachen auch in dieser Weise für ihn. Allein die Wichtigmacher

hatten die Oberhand. Und so wurde dem edlen Manne grausam wehe gethan.

Nach vielen Wanderungen im lieben, deutschen Vaterlande und mancherlei Thätigkeit hatte er endlich einen festen Wohnsitz in Bonn am Rhein gewonnen. In Anbetracht seines großen Talentes und seiner Verdienste in den Zeiten der Freiheitskriege war er zum Professor der dort neu errichteten Universität ernannt worden.

Da saß er denn am lieben Rhein.

Er baute sich ein Haus am Ufer des Stromes mit der Aussicht auf das herrliche Siebengebirg.

Dorthin führte er auch sein „tapferes, treues“ Weib, das er noch als angehender Fünfziger in der lebenswürdigen Schwester des berühmten Professors Schleiermacher in Berlin gefunden hatte.

Sonnige Tage stillen Glückes standen in Aussicht. Aber kaum waren die Ehegatten ihr Glück recht gewahr geworden, als schon der Sturm hereinbrach.

Es war im Juni 1819. Im Hause herrichte eben große Freude über die glückliche Geburt des ersten Söhnleins. Da wurde unvermuthet eines Morgens Arndt verhaftet. Er kam zwar schnell wieder auf freien Fuß, aber seine sämtlichen Papiere waren mit Beschlag belegt. Im Herbst 1820 wurde er daraufhin in seiner amtlichen Wirksamkeit stille gestellt und einer anderthalbjährigen gerichtlichen Untersuchung unterworfen.

Die Anklage lautete auf Theilname an geheimen

Gefellchaften und böfen Umtrieben, die dem Vaterlande gefährlich werden könnten.

Das waren peinliche, bange Tage.

Der feurige Mann erlitt wahre Folterqualen. Das Gericht unterwarf fein ganzes früheres Leben, seine Ausfprüche, seine Schriften, seine vertrautesten Briefe der genaueften Unterfuchung und der beſchränkſten Auslegung. Arndts Leben war klar, wie der Tag und ſeine Schriften und Briefe ſpiegelten nur ſeinen hohen edlen Sinn wieder. Er konnte Jedermann einen Einblick in ſein Leben und ſeine Papiere geſtatten, aber in dem Unterſuchungsgericht ſetzte ſich die Dummheit davor, das Vergrößerungsglas des Mißtrauens auf den Augen. Wenn Arndt es nicht ſelbſt erzählt hätte, würde man es kaum glauben, was ſeine Richter nicht Alles als verdächtig gefunden haben.

So hatte ein frommer Jüngling Arndt eine Abſchrift des alten, bekannnten Kirchenliedes:

„O Durchbrecher aller Banden“
zugeſchickt, worin die Strophe:

Herrſcher herrſche, Sieger ſiege,
König brauch dein Regiment,
Führe deines Reiches Kriege,
Mach der Slaverei ein End;
Laß doch aus der Grub' die Seelen
Durch des neuen Bundes Blut,

Laß uns länger nicht so quälen,
Denn du meinst's mit uns ja gut.

den Richtern höchst anstößig vorkam wegen des „neuen Bundes Blut.“ Sie witterten darin einen neuen, gefährlichen, politischen Bund und dachten nicht an den, der gemeint war, den uralten, durch Christi Blut geschlossenen Bund.

Ueberhaupt müssen die Richter in der Bibel schlecht bewandert gewesen sein.

Arndt schrieb, als er nach einem Besuche in Berlin durch die sandige Mark Brandenburg nach Pommern zu Fuß gewandert war, an seinen Freund Meimer in Berlin und begann den Brief mit den Worten: „Ich bin gefahren durch dürres Land. Sela.“

Jedes Kind hätte den gelehrten Herrn Richtern sagen können, daß „Sela“ ein Ausdruck sei, der hundert Mal in den Psalmen vorkomme; aber diese forschten auf das Eifrigste nachdem „dürren Lande Sela“, als ob vielleicht in diesem unbekanntem Lande die Schuld Arndts ans Licht treten könnte, bis Arndt sich endlich ihrer Unwissenheit erbarmte und ihnen erklärte, das „dürre Land sei die Mark Brandenburg und „Sela“ ein biblisches Wort. Aber auch sonst hatten die Richter eine sehr beschränkte Bildung. Arndt hatte in einem Briefe den sonst jedem Gebildeten geläufigen Ausdruck: „Das ist über meiner Sphäre“ gebraucht. Der Ausdruck ging über ihre

Sphäre, ihren Begriffsstand hinaus. Sie zerbrachen sich die Köpfe, was wohl gemeint sei, bis Einer herausbrachte, „Sphäre“ wäre ein griechisches Wort und bedeute „Ball“. Und nun besannen sie sich allen Ernstes was das heiße: „das ist über meinen Ball.“

So war die Sphäre, der geistige Gesichtskreis, beschaffen in dem die Untersuchungsrichter sich bewegten.

Arndt wurde nicht verurtheilt; er wurde aber auch nicht freigesprochen. Seine Ehre vor der Welt war nicht hergestellt. Er blieb verdächtig. Sein Gehalt wurde ihm ausbezahlt, aber er durfte keine Vorlesungen mehr an der Universität halten. Mitten im kräftigsten Mannesalter war er plötzlich brach gelegt.

Das war ein schweres Schicksal für Arndt, so auf einmal ohne Thätigkeit und ohne Ehre in der Welt zu stehen. Aber er ertrug es mit Christenmuth. Sein Glaube und seine Demuth machten ihn stark.

Er dachte, daß es noch schlimmer hätte werden können, und pries sein Geschick, daß er in seinem Gärtchen am Rheine habe wohnen bleiben dürfen. Er sah es als ein Verhängniß des ausgleichenden, gerechten Gottes an, der ihn für manche trotzige und kühne Worte habe bezahlen lassen wollen. Seine tapfere Frau stand ihm muthig zur Seite. Seine zahlreichen Kinder blüheten lieblich heran. Seine Freunde verließen ihn nicht. Gar manchmal war er bei seinem Stein in Nassau und in Rappenberg. Auch warf er ab und zu einen Papier-

schneigel in die Welt, d. h. ein Buch über die Zeitereignisse. So gingen die Jahre unter Kindern, Bäumen und Blumen dahin, wie ein Traum. Außerlich sah man ihm Nichts an. Aber drinnen im tiefsten Herzensschrein nagte der stille Gram. Sein Dichtermund, der sonst so laut und fröhlich singen konnte, war völlig verstummt. Ihm war wie einer Lerche, die am Boden gefesselt ist. Wenn sie sich nicht ausschwingen kann, hat sie auch keine Lieder. So schwer Arndts Unglück war, sollte doch der Trübsal noch nicht genug sein. „Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben,“ hatte Arndt einst gesungen. Das sollte jetzt an ihm zur Wahrheit werden. Er sollte noch durch andre Prüfungen und Anfechtungen hindurch, um ein Ganzer zu werden für das Himmelreich, damit sein Sinnen und Trachten sich ganz dem Jenseits zuwende.

Sein jüngster, sechster Sohn war ihm besonders an das Herz gewachsen. Es war ein schöner, feuergeistiger Junge von neun Jahren. Arndt hatte auf diesen seinen Liebling, Wilibald, die größten Hoffnungen gebaut. Ueber ihm hatte er am meisten gedankt und gebetet.

Da erkrankte plötzlich der Knabe in dem herrlichen Sommer 1834 beim Baden im Rhein hinter dem Hause am hellen Nachmittage. Ein größeres Opfer hätte der Lieblingstrom von seiner Liebe nicht fordern können. Erst nach einigen Tagen fand man die Leiche einige

Stunden Rhein abwärts. Der Vater holte sie selbst im Boote heim, um sie daheim zu bestatten.

Arndt hatte noch keinen härteren Schlag auf Erden gefühlt. Der alte Stamm, der bis dahin noch ziemlich grad in allen Stürmen gestanden hatte, fühlte sich erschüttert und neigte seine gesenkten Äste dem Grabe zu. Er meinte, von seiner Wunde nicht mehr genesen zu können, so lange er hier unter den Schatten umherwanderte. Aber merkwürdig, die Dichtungsquelle, die so lange bei ihm gestockt, beginnt durch diese Erschütterung auf einmal wieder zu fließen, und wahrhaft ergreifend sind die Gesänge des greisen Vaters zu Ehren seines Lieblingskinds. Vor dem Grabe stehend flagt er:

O mein süßes Leben!
Alters Lust und Zier!
Könnt' ich mit dir schweben!
Wär ich stets bei dir!
Von dem Staubgewimmel,
Von den Gräbern fern,
Stets in deinem Himmel
Stets auf deinem Stern.

Als der Frühling wiederkehrt und der Wald grün wird, da kann er sich nicht freuen, wie sonst, sondern muß seines Kindes gedenken:

O der süße, grüne Wald!
Wo wir einst in Wonne klangen,
Wo wir spielten, wo wir sangen,
Wo wir tanzten Maientänze,
Wo wir pflückten Maienfränze.
O der süße, grüne Wald!
Wie er immer wiederhallt,
Wie er schallt.
Wilibald! Wilibald!

Als schon der Knabe fünf Jahre im Grabe ruhete,
sang sein Vater noch in frischem Schmerze:

Von Blumen trug er beide Händchen voll,
Drum nannten wir ihn scherzend Blumenkönig,
Dann goß er vor uns aus den bunten Zoll,
Und meint, er trüge immer noch zu wenig. —
Ach unsern Liebling, unsern schönsten Knaben,
Wir mußten ihn im Blüthenlenz begraben.

O Rosenkönig, süßes Sternenskind!
Wenn nun die Nacht die goldnen Sterne zündet,
Wenn Lust und Leid voll Sehnsucht still und lind
Lauscht, was die obere Welt geheim verkündet,
Dann scheinst auch du mit Millionen Lichtern
Und funkelst mit den Engelage Gesichtern.

Aber noch eine Dichtungsquelle that sich jetzt plötzlich

auf. Arndt fing an, vorzugsweise geistliche, fromme Lieder zu dichten.

Wie früher sein Herz in erster Linie vom Vaterland bewegt und begeistert wurde, so geschah das jetzt vom Christenthum; und wie Arndt der erste und größte Vaterlandsdichter seiner Zeit war, so wurde er jetzt im Alter der größte, geistliche Liederdichter seiner Zeit. Arndt war immer ein Christ. Wir denken noch der Zeit, wo er mit seiner Mutter Nacht's die Bibel las. So blieb er immer gottesfürchtig, kindlich gläubig, eifrig betend und die Bibel lesend. Und wenn auch sein Glaube einmal schwankte in der Jugendzeit, desto tiefere Wurzeln schlug er im Mannesalter. Deutsch und fromm sein, war ihm fast eins. Deutsch leben hieß ihm heilig und keusch leben, und was schön und erhaben ist, suchen und pflegen; ein deutscher Mann mußte alle Tugenden besitzen: Keuschheit, Gerechtigkeit, Wahrheit, die heilige Scham vor den Menschen, die heiligere Furcht vor Gott. So war stets sein Sinn und sein Streben gewesen. Aber in seinen alten Tagen versenkte er sich tiefer und tiefer in's Christenthum.

Die ganze Zeit seines Bonner Aufenthaltes war er Kirchenältester. Er schrieb auch verschiedene Schriften christlichen Inhaltes.

Aber das schönste Zeugniß, wie Gott und Christus in ihm lebendig geworden waren, sind und bleiben seine geistlichen Lieder.

Bald singt er wie ein Kind für Kindermund:

D segne mich, ich bin noch klein,
D mache mir den Busen rein,
D bade mir die Seele hell
In deinem reichen Himmelsquell!

bald bittet er für sich in herrlichen Morgen und Abend-
gebeten. Das Gebet ist seine Freude. Doch muß er
selbst oft um Kraft des Gebetes bitten:

Kann ich beten, ist in Nöthen
Alle Sorge leicht dahin,
Bald gesunden
Müssen Wunden,
Wodurch manche schwere Stunden
Ich so krank gewesen bin.

Denn auch seiner Seele ist manchmal bange und er klagt:

„Ich bin so traurig im Herzen,
Und weiß nicht mehr,
Wohin noch her. —“

Aber dann fragt er wieder:

Was willst du dich betrüben?
Der alte Gott lebt noch

Nicht hüben und nicht drüben,
Nicht ferne und nicht hoch;
Sein Sinn ist allenthalben,
Sein Lieben klingt durchs All,
In höchster Engel Psalmen,
In kleinster Vöglein Schall.

Gott zu preisen und zu danken war seine größte Lust,
und einen süßeren Ton kennt er nicht, als vom Menschen-
und Gottessohn:

Und klingst du immer Liebe wieder?
Und immer nur denselben Ton?
Und weißt du keine anderen Lieder
Als Gottes Sohn, von Gottes Sohn?
Muß er dein Licht, dein Glanz, dein Schein,
Muß er dein Alles, Alles sein?

Aber hier auf Erden ist ihm doch nie wohl. Er sehnt
sich aus dem Land der Thränen und der Lüge nach der
Heimath, nach den schönen Himmelsauen.

Auf, auf mein Geist und schwinge dich
Empor vom Erdenstaube!
Flieg', Fliege, fliege wonniglich,
Du schnelle Himmelstaube!
Empor vom dunkeln Erdenthal!

Empor zum lichten Sternensaal!
Empor zum Christ dem Heiland!

Je älter und schwächer er wird, je größer wird sein Heimweh und seine Sehnsucht nach Ruhe.

Geht nur hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde scheid' ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die süße Ruh'
Von den Engeln droben zu.

Ich steh, ich steh auf einem breiten Stein,
Und wer mich lieb hat, holt mich ein.

Arndt war siebenzig Jahre alt, als er in dem bekannten Grabliede auffordert, ihm sein Ruheplätzchen nach langer Wanderschaft, sein Grab zu graben. Er dachte gewißlich damals nicht, daß den jetzt gerade zu Ende gehenden zwanzig Jahren der Schmach noch zwanzig Jahre der Ehre folgen könnten.

Und doch hat sie ihm Gott geschenkt. Noch zwanzig Jahre sollte der Todtengräber feiern.

Arndt hatte im siebenzigsten Jahre auch schon seine Grabrede gehalten. Er dachte sein Leben als abgeschlossen und sammelte die Erinnerungen aus seinem Leben in ein Buch zusammen.

Zu Anfang aber dieses Buches schrieb er das Verslein:

„Ich steh, ich steh auf einem breiten Stein,
Und wer mich lieb hat, holt mich ein.“

Das Verslein hat Arndt nicht selbst gemacht. Das stammt noch von Rügen, aus der Zeit seiner Jugendspiele her. In Stralsund auf dem Markte lag ein breiter Stein, der seit den ältesten Zeiten zu verschiedenenmaligen Verkündigungen und zu Proclamationen der Brautpaare benutzt worden war. Daran anschließend bekam beim Pfänderspiel zur Lösung eines Pfandes Einer einen festen Platz angewiesen und mußte nun dort ausharren und rufen:

„Ich steh, ich steh auf einem festen Stein,
Und wer mich lieb hat, holt mich ein! —“

bis Jemand kam und ihn mit einem Kusse löste.

Nun stellt sich Arndt im Geiste auch auf einen

Stein und fordert sein deutsches Volk, daß er selbst immer so lieb gehabt, auf, ihn nicht zu verdammen, sondern auch ein klein wenig lieb zu haben. Er dachte wohl im Stillen, wenn das Volk dich nicht einholt, so holt dich doch Gott bald ein.

Es sollte aber nicht bloß Gott ihn einholen, sondern auch das deutsche Volk und zu allererst Jemand, der Arndt niemals eingefallen wäre, der junge König von Preußen.

Die erste Einholung.

Im Sommer 1840 war Friedrich Wilhelm IV. seinem Vater Friedrich Wilhelm III. in der Regierung gefolgt. Eine der ersten Amtshandlungen des jungen Königs war die, daß Arndt wieder in sein Amt als Professor an der Universität Bonn eingesetzt wurde und er außer andern Zeichen Königlicher Huld seine sämtlichen Briefe und Papiere ausgeliefert erhielt, um die er immer vergeblich gebeten hatte.

Die Nachricht traf Arndts Gemüth wie ein Blitzstrahl. Mitten in der Freude jedoch kam ihm großes Bedenken.

Er hielt sich für zu alt für ein solches schwieriges Amt. In seinem Alter pflegten die Professoren vom Lehrstuhl herabzusteigen. Er sollte hinaufsteigen. Er zagte und zagte in dem Gefühl, daß seine Trompete längst zerblasen. Die Furcht dem gütigen Könige wehe zu thun

und der Jubel, der ihm von allen Seiten entgegen-
önte, bestimmte endlich den gewissenhaften Mann, die
Königliche Gnade anzunehmen.

Das war ein Freudentag für die ganze Stadt,
Bürger, Studenten und Professoren. Die Professoren
wählten ihn sofort zum Rector der Universität.

In der Rede, die er als solcher halten mußte, und
in den Vorlesungen, zu denen die begeisterte Studenten-
schaft ihn noch in demselben Sommer drängte, bewies er
aber, daß seine Trompete noch lange nicht ausgeblasen
sei. In ihm lebte und webte noch das ganze Feuer und
die Kraft seiner Jugend.

Die zweite Einholung.

Wer kennt nicht das tolle Jahr 1848?

Damals haben die Frühlingswinde aus Westen uns
nichts Gutes gebracht. Ist denn je auch viel Gutes aus
Frankreich für Deutschland gekommen?

Damals kam die Revolution. Wir haben es Gottes
Gnade und dem gesunden, deutschen Sinn zu danken, daß
sie keine größere Ausdehnung nahm.

Aber einen Gewinn brachte doch das Jahr 1848,
der auch nicht weggeleugnet werden darf.

Es hat jenes Nationalgefühl, jenen Geist für Deutsch-
lands Größe und Einheit pflanzen helfen, der, im Jahre
1870 und 1871 so herrliche Früchte trug. Ein Aus-
druck jenes erwachenden vaterländischen Sinnes war, daß

Arndt, der Prophet deutscher Größe und Einheit, zu gleicher Zeit in fünf Gegenden Deutschlands als Abgeordneter für das deutsche Parlament in Frankfurt gewählt wurde.

Er nahm die Wahl des durch seine guten Klugen berühmten Solingens an und wohnte in Frankfurt in denselben Zimmern, wo er vor fünf und dreißig Jahren als Kriegseinquartierung gelegen hatte.

Gleich bei der ersten Sitzung des Parlaments verlangte er das Wort, aber es herrichte noch ein solcher Tumult, eine solche Unordnung, daß er die Rednerbühne wieder verlassen mußte.

Am Nachmittag desselben Tages trat Jacob Benedey aus Cöln auf und sprach: „Heute Morgen ist ein Mann auf die Rednerbühne getreten und, ohne zum Wort gelangt zu sein, wieder herabgestiegen. Es war der alte greise Arndt. Ich glaube, wir sind ihm schuldig zu sagen, daß wir nicht gewußt haben, wer es gewesen.“ Mit ungeheurem Sturm wurde nun verlangt, daß Arndt wieder die Rednerbühne betrete. Als er dort erschien, rauschte lauter Jubel durch die weiten Räume der Paulskirche.

„Geschmeichelt fühle ich mich nicht“, sprach Arndt, „aber gerührt durch diese Anerkennung der Vertreter und Darsteller eines großen, ehrwürdigen Volkes, in dessen Gefühle und Gedächtnisse ich wenigstens von Jugend an gelebt und gewirkt habe. Was der Einzelne verdient

und gewirkt, ist eine Kleinigkeit; er geht in der Million der Gedanken und Gefühle, in der geistigen Entwicklung eines großen Volkes so mit, wie ein kleines Tröpfchen im Ocean. Daß ich hier stehe, ein Greis, jenseits der Grenze, wo man wirken kann, war das Gefühl, als ich erschien, — gleichsam ein gutes, altes, deutsches Gewissen.“

Seine weiteren Worte gingen in dem ungeheuren Beifallssturm verloren, der jetzt losbrach. Der Ausdruck „ein gutes, altes, deutsches Gewissen“ war so bezeichnend für seine Person und seine Schriften, daß die Wahrheit des Wortes Alle überwältigte. Die Versammlung wollte sich gar nicht mehr beruhigen. Ein österreichischer Abgesandter schlug vor das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ zu singen. Zuletzt wurde ihm von der ganzen Versammlung und Zuhörerschaft ein dreimal donnerndes Hoch dargebracht.

Als „gutes, altes, deutsches Gewissen“ ist Arndt in der deutschen Reichsversammlung erschienen und als solches hat er dort mit seinem ehrwürdigen, weißen Haupte gefessen und gewirkt.

Wo Verfehrtheiten austauchten, hat er dreingerufen.

Als man viel von Republik sprach und auf Frankreich hindeutete, daß keinen Herrn habe, rief er: „Sie werden bald wieder einen bekommen!“ Es verging wirklich kaum ein Jahr, da hatten sie ihren Louis Napoleon.

Ein einträchtiges, starkes Deutschland

unter einem deutschen Kaiser und der König von Preußen Kaiser von Deutschland, das war Arndts Wunsch und Streben.

Das ist auch das, wozu endlich das Parlament sich verständigte, und ist das, was als einzig bleibender Erfolg von der ganzen damaligen parlamentarischen Wirksamkeit im Volke zurückgeblieben ist und als liebste Hoffnung fortgelebt hat, bis es in unseren Tagen endlich seine Verwirklichung fand.

Arndt hat kein einiges Deutschland mehr erlebt und den König von Preußen nicht mehr als deutschen Kaiser gesehen, obwohl er es sich Mühe genug hat kosten lassen.

Er hatte schon von Frankfurt aus dem König Friedrich Wilhelm IV. geschrieben und ihn gebeten und beschworen sich die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen. Aber der König hatte seine gewichtigen Gründe, es nicht zu thun. Diese Gründe setzte er Arndt in einem Privatschreiben auseinander

„Mein alter Freund,“ schrieb er, „dieses Blatt ist für Sie allein, Sie müssen die Nothwendigkeit der Geheimhaltung einsehen. Ich mache sie Ihnen zur Pflicht.“ Arndt hatte dennoch die Hoffnung nicht aufgegeben. Als er in die Gesandtschaft gewählt wurde, die nach Berlin gehen sollte, um dem Könige die auf ihn gefallene Wahl des Parlamentes anzuzeigen und ihn zu bitten, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen, ging er ruhig mit.

Der König sagte, als er ihn sah: „Sie sind also doch gekommen.“ Aber er nahm die Krone nicht an. Sie sollte erst das siegreiche Haupt seines jüngeren Bruders schmücken.

Friedrich Wilhelm IV. hatte eingesehen, daß die Zeit noch nicht reif war für die Kaiserkrone. Fürsten und Volk zusammen mußten kommen und sie anbieten. Damals kam noch das Volk allein.

Aber Arndt verlor den Glauben nicht. Er sang damals:

Kaiserstolz und Majestät,
Bogen auf geschwinden Sohlen
Wir, fürs deutsche Reich zu holen,
Wovon neue Sage geht.

Klang und Sagen überall
So weit deutsche Zungen klingen,
Einen Kaiser heimzubringen
Rief der Völker Jubelschall.

Ach, wie sollten Dorn und Stein
An der Wanderer Sohlen reißen;
Zu den Scheinen, die nur gleißen,
Warf man unsern Kaiserschein.

Kaiserschein, du höchster Schein,
Bleibst du denn im Staub begraben?

Schrei'n umsonst Prophetenraben
Um den Barbarossa'stein?

Nein und nein! und aber nein!
Nein! Kyffhäuser's Fels wird springen,
Durch die Lande wird es klingen:
„Frankfurt holt den Kaiser ein!“

Dritte Einholung.

Zulezt ist er von Gott eingeholt worden zu den schönen Himmelsauen aus dem Land der Lügen und der Thränen.

Gott hatte ihm eine ungewöhnliche Rüstigkeit des Leibes und des Geistes verliehen, daß er sein Tagewerk ganz und voll ausrichten konnte fast bis zur letzten Stunde. Keiner seiner Sinne versagte ihm, und das Feuer seiner Seele glühete noch in jugendlicher Lebendigkeit.

Wann die Frühlingssonne schien, konnte man ihn in seinem Garten hantiren sehen. Dort fand er seine liebste Erholung. Mit blauem Kittel bekleidet grub er selbst den Boden um, beschnitt seine Bäume und pflegte seine Blumen.

Ging er spazieren, gebrauchte er nie einen Stock, den sonst kaum das Alter entbehren kann. Seine Schritte waren eilig und hastig, als wenn er noch Vieles zu schaffen und zu besorgen hätte. In der That besorgte und schuf er noch Vieles.

In seinem vierundachtzigsten Lebensjahre erschien „Geist der Zeit V.“ ein herrliches Buch voll Weissagung und freudiger Hoffnung der Zukunft. Als Achtundachtziger schrieb er: „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein —“ ein Buch so frisch und fröhlich, wie er kaum Eins in seinem Leben geschrieben hatte. Der alte, geistsprühende Reichsfreiherr tritt darin uns entgegen, als wenn er leibte und lebte, und man hört ordentlich die laute, schreiende Stimme Arndts und sieht die lebhaftesten Bewegungen seiner Arme beim Erzählen.

Dazwischen hinein stieg denn noch manch lieblicher Lerchengesang auf aus seinem frommen Herzen. Doch kommen jetzt auch mehr und mehr die Ahnungen des nahenden Todes, wie die durch den Wald winterlich schwirrenden Vögel und fliegenden Blätter.

Er sammelt seine Gesänge und Lieder und schreibt darauf: „Die Zeit meines Scheidens ist nah, nah ist der Sturm, der meine Blätter herabweht.“ In der letzten Versammlung des Kirchenvorstandes spricht er beim Abschiede im Vorgefühle des nahen Scheidens: „Gott segne Alles, Alles!“

Am letzten Sonntage des Kirchenjahres steht er mit seinem schneeweißen Haupte zum letzten Male vor dem Altare des Herrn, um das h Abendmahl zu empfangen.

Dann kam Weihnachten, sein Geburtstag, sein letzter Ehrentag auf Erden. In ein paar Wochen sollte er seinen Ehrentag im Himmel antreten.

Es war, als wenn an seinem Geburtstage sich ganz Deutschland aufgemacht hätte den verdienstvollen Greis zu ehren, so viel Glückwünsche, Blumen, Kränze, Gaben kamen von Fürsten, Städten, Vereinen, Männern und Frauen.

Unser jetziger Kaiser-König, damaliger Prinzregent von Preußen, sandte ihm den rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub. Die Stadt Köln ernannte ihn zum Ehrenbürger. Berliner Männer und Frauen schenkten ihm die Marmorbüste seines unüberwindlichsten Mitters Stein. Der Rector der Universität, der Commandant der Stadt, die Bürger und Soldaten brachten ihm ihre Glückwünsche dar, und am Vorabend des Festtages sowie am Festtage selbst erschallte festliche Musik und das Lied:

„Was ist des Deutschen Vaterland?“

Das war zu viel für das alte, treue, deutsche Herz. Die Liebe Deutschlands hat ihn schier erdrückt.

Mit fiebernder Hast machte er sich daran, alle die verschiedenen Gratulationen zu beantworten. Er schrieb jeden Tag zwölf Briefe. So schrieb er einige Wochen, da wurde er krank. Er mußte ins Bett. „Die Freunde und Narren haben mir es angethan“ rief er. Ein starkes Fieber zehrte rasch seine Lebenskräfte auf. In seinen Fieberträumen war er im Walde und lockte und spielte mit den lieben Böglein. Am Morgen seines Todestages trat einer seiner besten Freunde an sein Bett. Als ihm sein Name genannt wurde, sagte er: „O ich kenne ihn ja.“ Dann fügte er hinzu: Ich sterbe! In vierzehn Tagen ist Alles vorbei.“

Es währte nicht so lange. Am Nachmittag, als er seine Lippen bewegte, beugte sich seine treue Gattin über ihn und hörte den leisen Gebetshauch:

„Laß mir die Augen zufallen.“ Bald fielen sie ihm zu. Er war nicht mehr. Er war aufgestiegen zur himmlischen Heimath.

Das geschah um die Nachmittagstunde am 29. Januar 1860. —

Am 1. Februar war die Beerdigung. Ein unabsehbarer Leichenzug folgte dem Sarge. Bonn hat nie einen größeren erlebt.

Am Grabe sang ein Männerchor begleitet von Blasinstrumenten drei Strophen von Arndts Grablied:

Geht nur hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab ich vollendet.

Pfarrer Dr. Wiesmann hielt die Grabrede.

Mit vollem Herzen können wir in seine Schilderung, die er darin von Arndt gibt, einstimmen.

„Unser Arndt war ein deutscher Mann im vollen Sinne des Wortes. Schlicht und einfach in seiner Erscheinung, ohne allen Prunk und leeren Schein, treu und wahr in seiner Rede, der Schmeichelei und allem heuchlerischen Wesen feind, unbeugsam in dem, was er für Recht erkannte, tapfer und fröhlich, liebevoll gegen Jedermann und die Manneswürde bewahrend, der Schlechtigkeit unzugänglich, sittlich streng und keusch und von Herzen fromm. Die Gottesfurcht war der innerste Kern seines Wesens, die

Demuth sein schönster Schmuck, das Gebet das tiefste Bedürfniß seiner Seele. Die Einigkeit, die innerliche Herrlichkeit seines Vaterlandes, das war der Traum seiner Jugend, die Arbeit seiner Mannesjahre, die Hoffnung seines Alters: Und ob für Augenblicke verkauft und mit verhülltem Haupte dahinwandelnd, ist er nicht irre geworden und hat er sich nicht verbittern lassen. So stand er da, wie eine Ruine, die von vergangener Herrlichkeit zeugt, und dann auch wieder jener Säule gleich, von der die Sage geht, daß sie erklungen, so oft sie vom goldenen Strahl des jungen Morgens beleuchtet worden. Sein Alter ist gewesen wie seine Jugend. Wie in den blühenden Tagen seiner Jugend sein Volk seiner Posaune horchte, so haben sich in seinen spätesten Jahren die deutschen Volkstämme wieder um seinen Namen geschaart und ihn zum lebendigen Zeichen jener Hoffnungen gemacht, welche die edelsten Herzen bewegen.

Hieß er Jahrzehnte hindurch immer schon der alte Arndt, so hat ihm Gott durch Deutschlands Mund im letzten Jahrzehnt den schönen Namen Vater Arndt gegeben, und dieser Name wird ihm bleiben.“

Etliche Jahre nachher hat das deutsche Volk aus Liebe und Dankbarkeit seinem treuesten Sohne, seinem Sänger und Propheten, dem Vater Arndt zu Bonn am Rhein ein ehernes Standbild errichtet. Es ist ein prächtiges Denkmal. Arndt steht da gleichsam als der Wächter des

Rheines, und wie er seinen Arm über den Strom ausreckt, ist es, als wenn er rufen wollte:

Nun brause fröhlich, Rhein,
Nie soll ob meinem Hort
Ein Wälſcher Wächter ſein!
Das brause fort und fort.

Doch bleibt es nur immer ein äußeres Zeichen. Wichtiger ist, daß die lebendige Erinnerung an den Mann nicht aus dem deutschen Volke weicht; daß Denkmal im Herzen ist das schönere und dauerndere. So lange der Vater Arndt im Herzen des deutschen Volkes lebt, so lange seine Worte gelten, so lange sein Sinn und seine Art begeisterte Anhänger findet, kommt kein Wälſcher über den Rhein, wird Deutschland sich selbst nicht untreu, und bleibt das deutsche Volk groß, frei und einig.

